



Georg Büchner.

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — Juni.

No. 6

Redaktion: Berlin N. 4, Invalidenstr. 145.

Die soziale Bedeutung der landwirthschaftlichen Krisis.

Von Dr. Paul Ernst in Wilmersdorf.

Es ist klar, dass die landwirthschaftliche Krisis schon direkt eine ungeheure soziale Bedeutung haben muss. Die Nation setzt sich aus verschiedenen Klassen zusammen, von denen nicht etwa die eine in der Art überflüssig ist, dass sie einfach gestrichen werden kann. Gerade der grössere Grundbesitz erfüllt bei uns eine solche Menge politischer und sozialer Funktionen, dass eine Erschütterung seiner Position von den grössten Gefahren für die bestehende Ordnung begleitet sein muss. Aus ihm rekrutirt sich der Kern des Offiziercorps und des höheren Beamtenthums. Das Misstrauen gegen die Leute „ohne Aar und Halm“ ist sehr berechtigt, denn diese garantiren nicht jene Stabilität, welche Preussen bisher ausgezeichnet hat. Die Aussichten auf eine friedliche Entwicklung des Bestehenden werden immer geringer, je mehr die jetzt thatsächlich herrschende Klasse durch Bedrohung ihrer ökonomischen Grundlage zu Verzweiflungsthaten getrieben wird. Trotz der immer zunehmenden Bedeutung der Sozialdemokratie, trotz der zunehmenden wirtschaftlichen Schwächung des Junkerthums, das schon jetzt rein katilinarische Existenzen aufweist, hat das öffentliche Leben einen immer reaktionäreren Anstrich angenommen. Es ist ein durchaus unberechtigter Optimismus, zu erwarten, dass auf den Bankerott des Junkerthums eine freiheitlichere Entwicklung folgen werde. Die einzig sichere Folge ist vielmehr eine allgemeine Katastrophe, die am schlimmsten gerade für die aufstrebende, aber zugleich wehrloseste Klasse der Arbeiter ausfallen kann. Es ist doch durchaus nicht unmöglich, dass der Antrag Kanitz durchgeht, dass die Doppelwährung eingeführt wird. Das würde einen plötzlichen furchtbaren Schlag gegen die Arbeiterklasse bedeuten, zu einer Zeit, wo sie noch nichts weniger als die Macht hat, sich gegen ihn zu wehren. Und nur einige Jahre brauchten die Folgen solcher Gesetze zu wirken, die den Reallohn vielleicht auf

die Hälfte, ein Drittel senken würden, um die Arbeiterklasse durch Noth und Elend für alle Zeiten kampfunfähig zu machen.*)

Eine Menge indirekter Folgen des Rückganges ergeben sich gleichfalls sofort. Die grosse Entwicklung unserer Industrie wurde verursacht durch das Steigen der Preise für landwirthschaftliche Produkte und das Steigen der Löhne auf dem Lande. Das Steigen des Exports ist, gegen diese Bewegung gehalten, von nur nebensächlichem Werth. Erst jetzt vollendete sich die Arbeitstheilung zwischen Industrie und Landwirtschaft. Die häusliche Industrie für den Eigengebrauch auf dem Lande ging immer mehr zurück; es entwickelten sich neue Bedürfnisse, und Gutsbesitzer, Bauer und Arbeiter wurden in steigendem Maass Konsumenten der Industrie. In den Industriezentren vermehrte sich die Zahl der Unternehmungen und der Arbeiter; die Landstädte erwachten aus dem Schlaf, in dem sie seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gelegen hatten, und auf den Dörfern selbst siedelten sich die Vertreter und Agenten der neuen Produktion an, als Pioniere einer fortgeschritteneren Gesellschaft. Die kapitalistische Waarenproduktion hat ja nicht nur den ihr direkt untergebenen Industrie-Arbeiter aufgerüttelt und umgewandelt, sondern auch den noch in halbfeudalen Verhältnissen lebenden Landarbeiter und den Bauern.

Die Krisis hat bis jetzt nur die Renten erniedrigt; die Löhne sind noch nicht gefallen, sondern hier und da sogar noch im Steigen begriffen. Schon jetzt aber sind bereits die schlimmsten Folgen bemerkbar. Ueberall ist bei den Besitzenden auf dem Lande die Tendenz vorhanden, den Konsum an Artikeln, die gekauft werden müssen, einzuschränken, während andererseits der Ausfall noch nicht dazu geführt hat, den Verbrauch eigener Produkte wieder so auszudehnen, wie er früher war. Die Landstädte sind sehr schwer geschädigt. Das Vieh wird vermehrt und mehr Getreide verfüttert, also weniger verkauft, und dafür auch weniger Kraftfutter und künstliche Düngemittel eingekauft; in landwirthschaftlichen Geräthen und Maschinen ist das Geschäft bedeutend zurückgegangen, von der Mähmaschine abwärts, an deren Stelle wieder Sense, ja selbst Sichel treten, bis zu der amerikanischen Heugabel mit Stahlspitzen und gedrehtem Stiel, für die jetzt wieder die alte eiserne Gabel mit selbstverfertigtem Stiel verwendet wird. Selbstverständlich ist der Rückgang im Verkauf von Kleidungsstücken und Stoffen besserer

*) Anmerkung. Wir können für Deutschland 20 Mill. Städter rechnen. Diese gebrauchen jährlich à 250 Kilo Roggen (alles in Roggen umgerechnet), im Ganzen 50 Mill. Mtzentner Roggen, der momentan 12,50 Mk. kostet. Der Weltmarktpreis ist 9,00 Mk. Die Familie von 5 Personen zahlt heute 166,25 Mk. für ihren Roggenbedarf und würde ohne Zoll nur 122,50 Mk. zahlen. Nach dem Antrag Kanitz soll der Roggenpreis auf 16,50 Mk. erhöht werden; die Familie würde dann 206,25 Mk. für ihren Roggenbedarf zu zahlen haben, also 40 Mk. mehr wie heute, und 83 75 Mk. mehr, wie dem Weltmarktpreis entsprechen würde. Nehmen wir an, dass eine Zittauer Weberfamilie jährlich 300 Mk. Einnahme hat, so wird der Reallohn derselben alsdann gegen jetzt allein durch den Antrag Kanitz um 13 pCt. erniedrigt; gegen den Reallohn, den sie haben würde ohne Kornzoll würde der, den sie dann hätte, um fast 30 pCt. niedriger sein. — Wenn die Doppelwährung nach dem Verhältniss 1:15 $\frac{1}{2}$ eingeführt wird, so bedeutet das ein Sinken des Lohnes um 50 pCt. Die obigen Zahlen sind also nicht in's Blaue hinein gegeben, sondern sind traurigste Wahrheit.

Art, während billige Schundwaare, die von den Arbeitern statt der trefflichen selbstverfertigten Stoffe von früher getragen wird, noch immer steigenden Absatz findet. Alles Uebrige ist entsprechend. In der Produktion ist dieser Rückgang nicht so bemerkbar, weil doch nebenbei noch so viele andere Momente in Betracht kommen, dass nur der einzelne Unternehmer die Bedeutung eines einzigen genau kontrolliren kann; in der grossen Zahl verschwindet er.

Dass er auf die Produktion einen ausserordentlichen Einfluss haben muss, ist sicher. Der innere Markt ist ja der hauptsächliche, und es sind doch noch immer über die Hälfte der Einwohner Deutschlands, die sich von der Landwirthschaft ernähren. Sicher ist die allgemeine geschäftliche Depression, die es zu keinem rechten Aufschwung der Geschäfte kommen lassen will, auch nicht in Zeiten relativ flotten Ganges wie jetzt, durch die Landwirthschaftskrise verursacht; und die Depression wird noch gefährlicher werden, wenn erst die landwirthschaftlichen Löhne zu sinken beginnen. Die grosse Gefahr der kapitalistischen Produktionsweise ist ja stets die Ueberproduktion; schon ihre akute und schnell vorübergehende Form, in der wir sie bis jetzt kennen, ist von den furchtbarsten Opfern seitens aller Klassen der Gesellschaft begleitet; eine chronische Ueberproduktion, beständiger Rückgang des inneren Marktes bei gleichzeitiger Unmöglichkeit, den äusseren noch auszudehnen, wird Katastrophen hervorrufen, die jetzt, wo doch die Verhältnisse noch lange nicht reif sind für eine sozialistische Produktionsweise, einen Knick in die Entwicklung bringen können, schlimmer wie ihn am Anfang der Neuzeit Deutschland erlebt hat, als es aus partieller kapitalistischer Wirthschaft, in den Städten, wieder in die Naturalwirthschaft zurückgeschleudert wurde. Nur, dass dieses unheilvolle Geschick sich auf einem grösseren Gebiet abspielt, wie das damalige, nur auf Deutschland beschränkte.

Es hat sich bis jetzt gezeigt, dass die Fortschritte der arbeitenden Klasse in ihrem Emanzipationskampf abhängig sind von der industriellen Prosperität. Wenn die Absatzmöglichkeit besser wird, die Profite steigen, neue Unternehmen begründet und alte erweitert werden, ist Nachfrage nach Arbeitern, und hört einerseits der Druck der Beschäftigungslosen auf und verursacht andererseits der Streik den Unternehmern einen merklichen Schaden, während er in Zeiten des Rückgangs wohl gar erwünscht kommen kann. Was in einem wirthschaftlichem Kampfe errungen wird, kommt aber auch dem politischen Kampfe zu gute, und umgekehrt.

Zwei verschiedenartige Resultate kann der Zersetzungsprozess haben, der durch das Sinken der Preise landwirthschaftlicher Produkte bedingt wird. Es können sich Latifundien bilden und es kann sich Zwergbesitz entwickeln.

In England ist es bereits so weit gekommen, dass Besitzungen, die absolut keinen Ertrag mehr abwerfen, wüst bleiben. Die Fenster und Thüren der Häuser werden mit Brettern vernagelt, auf den Aeckern wächst Unkraut und Gestrüpp; die Drains sinken ein und es bilden sich Sumpfe; auf den Weiden bilden sich Bülte und schlechte Pflanzen. Bis

jetzt sind das noch Ausnahmen. Noch verlohnt es sich meistens, das Ackerland in Weide zu verwandeln — nicht aus den Gründen, aus denen in der Zeit der steigenden landwirthschaftlichen Prosperität Weiden aus Ackerland gebildet wurden; in Deutschland beginnt man vielfach schlechten Boden aufzuforsten. Voraussichtlich wird man vielfach, wenn erst die jetzigen Besitzer vertrieben sind, und die Güter für einen niedrigen Preis in neue Hände kommen, sehr schnelle Fortschritte in diesem Rückgang zu extensiveren Formen der Bodenbenutzung machen. Arbeits- wie kapitalintensive Kultur ist ja bekanntlich immer nur möglich bei hoher Rente. Die angemessenste Besitzform für extensive Kultur ist aber das Latifundium. Und wir haben bei uns bereits die künftigen Eigenthümer dieser Latifundien: die Hypothekenbanken. Bei dem allgemeinen Zusammenbruch wird diesen nichts weiter übrig bleiben, als die von ihnen belehnten Güter zu übernehmen.

Das zweite mögliche Resultat ist das Herausbilden eines Zwergbesitzes. Wie das erstere sich herausbildet durch Rückkehr zu einer verlassenen Technik der Bodenbenutzung, bahnt der zweite sich an auf sozialem Wege durch Ansetzung kleiner Leute auf den in Parzellen zertrümmerten Boden der grossen Güter. Erleichtert wird dieser Prozess durch eine nunmehr fast in allen europäischen Staaten vorhandene Gesetzgebung, welche den Kredit des Staates für den Erwerb der Parzellen durch Kleinbauern dienstbar macht.

Beide Arten des Ausgangs der Krise sind sozial verhängnisvoll. Die schweren Schäden des Latifundienwesens sind bekannt: bei extensiver Bewirthschaftung Reduzirung der Bevölkerungszahl u. s. f. Weniger allgemein anerkannt sind die grossen Schäden des Kleinbauernbesitzes, ja, es giebt genug Romantiker, welche hier sogar lauter Vortheile für die nationale Wirthschaft sehen. Bei dem kleinsten Besitz ist es unmöglich, die technischen Errungenschaften in der Landwirthschaft auszunutzen, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, ja, die Arbeitsweise des Kleinbauern ist, wenn er kein Pferd halten kann, noch weit primitiver. Indem er mit ungenügenden Mitteln ein kleines Stückchen anbaut, das übermässige Arbeit erfordert und doch kaum das für seine Nothdurft erforderliche bringt, ist er auch ausser Stande, Vortheile auszunutzen, die nicht an den grösseren Besitz geknüpft sind. Die landwirthschaftliche Technik, und mit ihr die Bevölkerung macht wieder einen grossen Schritt in barbarische Zeiten zurück. Die Produktion für den Verkauf kann beim Kleinbauern nur eine ganz geringe Rolle spielen, da er genug zu thun hat, seine unmittelbarsten Bedürfnisse zu befriedigen; da er folglich wenig Geld in die Hand bekommt, ist er ein schlechter Käufer für Industrieprodukte. Ueberall hat der Kleinbauer die Tendenz zur Naturalwirthschaft.

Mag das Land durch Entwicklung von Latifundien entvölkert werden, mag es durch Begründung kleinbäuerlicher Stellen selbst eine noch grössere Bevölkerung erhalten, wie es jetzt besitzt, auf jeden Fall ist eine geringere Kaufkraft zu erwarten. Die Misère, die sich bis jetzt erst in den Landstädten zeigt, wird dann, wie bereits geschildert, auch auf die grossen Industriezentren überspringen. Die Folge ist dann hier:

Bankerotte der Unternehmer, Ueberflüssigwerden von Arbeitern, Sinken des Profits, Sinken des Arbeitslohnes, Rückgang der städtischen Bevölkerung. Ein derartiger Bevölkerungsrückgang in Stadt und Land hat nothwendig auch einen Rückgang der gesammten Kultur zur Folge, die ja im engsten Zusammenhang mit dem Gedeihen und Nichtgedeihen des wirthschaftlichen Lebens steht.

Man könnte vielleicht einen Trost zur Hand haben. Wie durch jene Rückbildung zum Beginn der Neuzeit die deutsche Nation in eine Art Dornröschenschlaf verfallen ist, während dessen sie neue Kräfte gesammelt hat für die Aufgaben, die sie in unserer Zeit erfüllt, während andere Nationen, deren Kultur jenen Knick nicht bekommen hat, sich und ihre Lebenskraft verzehrt haben, so könnte auch vielleicht die voraussichtliche Rückbildung, die heute für fast ganz Europa einzusetzen scheint, den Effekt haben, dass überall die Volkskraft vor dem Verzehrtwerden durch den Kapitalismus geschützt wird, um dann später wieder in Aktion zu treten.

Allein wir dürfen uns darin nicht täuschen, dass schon heute sehr viel von dem vorhandenen Kapital an Gesundheit und Kraft des Volkes verzehrt ist. In fast allen europäischen Staaten wird über den Rückgang der Kraft und Tüchtigkeit der Landbevölkerung geklagt. In den Zeiten des wirthschaftlichen Aufschwunges haben die Städte und — Amerika die tüchtigsten Kräfte vom Lande absorbirt; die Entwicklung der Landwirthschaft selbst, der Hackfruchtbau mit seinem Bedürfniss nach wandernden Arbeiterschaaren, haben viel geholfen, die Landbevölkerung zu mobilisiren und ihr mit der alten Stetigkeit und Ruhe viel Gesundheit und Kraft geraubt. Wenn der Prozess heute zum Stillstand kommt, so lässt er eine sicher mehr ruinirte Rasse auf dem Lande zurück, wie der dreissigjährige Krieg in Deutschland. Dessen Folgen wurden wesentlich paralysirt durch die jahrhundertlange bewusste Zuchtwahl, welche auf dem Lande von den Herrschaften geübt wurde, die nur die tüchtigen Leute zur Heirath zuliessen, um gute Arbeiter zu haben.

Bei uns in Deutschland fehlt es einerseits an genügendem statistischen und sonstigen Material, um für diese Dinge die Zahlenbeweise anführen zu können, andererseits macht die Einwirkung der Zölle und Liebesgaben die Entwicklung undurchsichtig. Auch in England haben die Agrarier bekanntlich mit Hilfe der Gesetzgebung Vortheile für sich herauszudrücken verstanden, die Ermässigung der Grundsteuer, und jetzt kürzlich ein sogenanntes Seuchengesetz, durch welches der Import lebenden Viehes unmöglich gemacht werden soll. Im Grossen und Ganzen aber gewinnen wir hier ein getreues Bild. In einem Artikel in No. 15 der „Gegenwart“ habe ich an der Hand eines Reports der Royal Commission of Agriculture über die landwirthschaftlichen Zustände der Grafschaft Norfolk eine Anzahl von Daten gegeben, die hier in Ermangelung von anderen folgen mögen.

Von Natur war die Grafschaft mit einem sehr leichten Boden ausgestattet gewesen, und ihre landwirthschaftliche Blüthe verdankte sie lediglich der Anwendung wissenschaftlicher Prinzipien auf den Ackerbau, verursacht und ermöglicht durch die steigende wirthschaftliche Konjunktur.

Damals konnte ein Pächter, welcher 2000 acres (800 ha) bewirthschaftete, auf ein Kapital von 25 000 Sterl. einen jährlichen Gewinn von 5000 Sterl. machen. Wie sich die Dinge unter dem Einfluss der Agrarkrisis geändert haben, zeigt eine Gegenüberstellung der Acres und des Ertrages an Weizen und Gerste in der Grafschaft im Jahre des Beginnes der Krisis und im vorigen Jahre.

Acres		1874.			
		Ertrag	Durchschn.-Pr.	Totalpreis	
			sh d.	Sterl.	
212 396	Weizen à 4 qrs.	849 584	55 9	2 368 215	
185 394	Gerste "	741 576	44 11	1 665 451	
397 790				Sa. 4 033 666	

acres		1894.			
		Ertrag	Preis i. d. 1. Oktoberwoche	Totalpreis	
			sh d.	Sterl.	
125 734	Weizen à 4 qrs.	502 936	17 7	472 164	
211 033	Gerste "	844 132	23 10		
336 767					

Die Hälfte war aber unverkäufl. und musste verfüttert werden, weshalb für sie nur 15 sh 10 d. anzusetzen ist . . 837 097

Sa. 1 279 261

Das bedeutet also eine Abnahme des für den Körnerbau verwendeten Landes um 61 023 acres oder um 15%, eine Abnahme des aus dem Körnerbau gewonnenen Rothertrages um 2 754 405 Sterl. oder 68%; für den acre macht das 3½ Sterl., oder ungefähr 175 Mk. pro ha. Begreiflicherweise sinkt unter solchen Umständen auf weiten Strecken die Rente auf Null, und werden auf weiten Strecken noch nicht einmal die Produktionskosten gedeckt. Der Verlust an Rente beträgt für bestes Land 25—35 %, für mittleres 40—60 %, und letzter Boden ist überhaupt rentefrei geworden! Der grösste Theil des letzteren wird dem Pflug entzogen. Von 1881—1894 nahm das Land unter dem Pflug um 35 843 acres ab; von diesen sind nur 30 887 in Weide verwandelt, der Rest ist seinem Schicksal überlassen.

Den ersten Anprall der Krisis hatten die Pächter auszuhalten; die Preise fielen, während die Renten eine Zeit lang gleich blieben, und auch jetzt werden sie immer noch nicht im Verhältniss zum Ertrag ermässigt. Die Grundbesitzer leben also theilweise vom Kapital ihrer Pächter; diese verarmen, und können deshalb nicht mehr mit der Kapitalintensität — die sich auch nicht verlohnen würde — wie früher arbeiten. Es wird heute durchschnittlich nur noch mit der Hälfte des Kapitals gearbeitet wie früher. Die Folge ist Rückgang der Quantität und Qualität der Ernten, was, wie im römischen Reich zur Zeit Columella's, der Verschlechterung der Witterung zugeschrieben wird. Klar sind die Konsequenzen für die Grundbesitzerklasse, sodass hierüber nichts zu sagen ist. Für die Arbeiter bedeutet der Rückgang zu extensiverem Betrieb Dezimierung. Gegen 45 505 Arbeiter in der Grafschaft 1871 waren 1891 nur noch 40 937 vorhanden, seitdem aber hat sich die Verminderung

rapid fortgesetzt. Die Löhne sind etwas gefallen, im Allgemeinen aber doch noch bedeutend höher, wie vor 40 Jahren, zur Zeit der Blüthe der Agrikultur.

Heute erscheint uns der Fortschritt zum Besseren so natürlich, dass wir uns gar nicht vorstellen können, wie eine Rückbildung überhaupt möglich sein soll, trotzdem uns doch die Geschichte auf jeder Seite die Beispiele darbietet. Dazu kommt, dass der grösste Theil von denjenigen, welche sich mit diesen Dingen beschäftigen, in beschränkt städtischen Anschauungen aufgewachsen ist, und durch die Komplizirtheit des wirthschaftlichen Lebens in der Stadt die Fähigkeit verloren hat, das wirthschaftliche Leben der Nation in seiner Gesamtheit zu begreifen. An die Stelle dieses Begreifens tritt eine Theorie, welche mit der Wirklichkeit sehr wenige Berührungspunkte zu haben braucht. Die Lächerlichkeit der alten liberalen Wirthschaftstheorie ist jetzt vor aller Augen klar; sie wurde über den Haufen gestürzt durch den Einfall des wirklichen Lebens, das sich in der Sozialdemokratie formulirte. Ueber der damaligen Formulirung sind nun bereits mehrere Jahrzehnte verflossen, in denen das wirkliche Leben sich weiter entwickelt hat, theilweise nach Richtungen, welche nicht vorauszusehen waren. Eine so unvorausgesehene ist die Agrarkrisis. Die grosse Gefahr ist, dass die Theorie nicht nachfolgt, sondern sich versteinert und dann in ähnlicher Weise verkehrt wirkt, wie der versteinerte Liberalismus. Das ist heute vor allen Dingen klar: für eine Partei, welche es für sich in Anspruch nimmt, für die Zukunft zu arbeiten, gilt es, auch für die Entwicklung unserer ländlichen Verhältnisse eine geeignete Politik zu finden. Es soll durchaus nicht gesagt sein, dass diese in der Richtung des gänzlich übereilten und in jeder Hinsicht verfehlten Agrarprogramm-entwurfes liegen müsse. Die denkbar gefährlichste Gesinnung jedenfalls ist aber die, welche mit der Thatsache, dass die Sozialdemokratie die Partei des Proletariats ist, zu beweisen glaubt, dass die agrarischen Probleme sie nichts angehen.

Gelehrte, Schriftsteller und Künstler unter den italienischen Sozialisten.

Von Prof. Angiolo Cabrini in Mendrisio.

Die Beweggründe, welche eine beträchtliche Anzahl der italienischen Studenten zu begeisterten Anhängern des Sozialismus werden lassen, hat mein Landsmann Paolo Monti in einem früheren Hefte bereits klargelegt. Da dürften denn einige Skizzen und Charakterzüge der Gelehrten und Künstler, welche in den Reihen der sozialistischen Partei kämpfen, wohl am Platze sein.

Die beiden Beitrittserklärungen zur sozialistischen Partei, die am meisten von sich reden machten, waren die von Edmondo de Amicis und von Enrico Ferri. Beide traten sowohl für die marxistische wissenschaftliche

Theorie als auch für die marxistische politische Bewegung in bestimmter und nachdrücklicher Weise vollständig ein. Enrico Ferri, der Gründer der jung-italienischen strafrechtlichen Schule, erregte durch jenen Schritt die Öffentlichkeit in geringerem Maasse, als Edmondo de Amicis, dessen Entwicklung zum Sozialismus die weitesten Kreise, vor Allem aber die Jugend, schon von den ersten Anzeichen an, mit lebhaftem Interesse gefolgt waren.

Enrico Ferri erschien schon damals, als er, von Stadt zu Stadt ziehend, die Lehre des juristischen Positivismus zu verkünden begann, in den Augen der orthodoxen Gelehrten, wie der reaktionären Professoren und Magistrate als ein Zerstörer, ein zügelloser Schwärmer, ein Revolutionär. Lange Zeit vermochten selbst die lebhaften polemischen Auseinandersetzungen Ferri's mit Filippo Turati und anderen sozialistischen Schriftstellern — Auseinandersetzungen, in welchen dem Sozialismus die wahre wissenschaftliche Grundlage abgesprochen wurde — nicht einmal jene gestrengen Herren milder zu stimmen oder gar zu beruhigen; sie fuhren vielmehr fort mit ihren Aechtungen und versuchten, Ferri eifrig die Pforten der Universität zu verschliessen. Später legten sich zwar die Wogen der Entrüstung; aber selbst dann noch, als die neue strafrechtliche Schule festen Fuss gefasst hatte, und entschiedene Konservative, wie der Baron Garofalo, sich zu ihren Beschützern aufwarfen, sahen die Orthodoxen in Ferri stets einen Abtrünnigen. Es ist daher ganz erklärlich, dass die Nachricht, der Gelehrte habe sich ausdrücklich als Sozialist bekannt, bei den meisten Menschen nur ein geringes Staunen hervorrief. Die Alten legten den Zeigefinger an die Stirn und riefen aus: „Wir hatten ihn richtig verstanden, wir, seine Freunde! Dort musste er schliesslich enden!“ — Die Jungen dagegen liessen sich von einem ganz entgegengesetzten Gedankengang führen und sagten: „Es ist eben die logisch nothwendige Entwicklung; der Positivist konnte nichts Anderes werden als ein Sozialist!“

In seinen beiden Schriften „Sozialismus und positive Wissenschaft“ und „Der Einfluss des Positivismus auf den Sozialismus“ hat uns Ferri selbst die wissenschaftlichen Gründe seiner Entwicklung dargestellt.

Edmondo de Amicis, der populärste italienische Schriftsteller unserer Zeit, setzte durch seine „Ueberfahrt zum andern Ufer“ die Öffentlichkeit in hochgradiges Erstaunen. Zuerst argwöhnte man eine Posse; später gaben die bürgerlichen Zeitungen in verhaltenem Grimm ihrer Verwunderung Ausdruck, dass in der That der Vertheidiger der Armee, der Monarchie, des Hauses Savoyen, kurz alles dessen, was es Heiliges und Unverletzliches im italienischen Vaterlande gab, sich als Sozialist bekannt habe; aber, fügten diese Blätter in ernsthaftem Tone hinzu, Amicis sei ein Sozialist, mit dem sich reden lasse, ein Sozialist aus Gefühl, der garnichts zu thun habe mit jenen Zerstörern der öffentlichen Ordnung, jenen Bohémiens des sozialen Klassenkampfes, jenen Utopisten des Kollektivismus. Dabei beruhigte man sich einstweilen. Als nun aber de Amicis im Saale der Universitäts-Gesellschaft in Turin vor einer aus Professoren und Studenten zusammengesetzten Zuhörerschaft in durch und durch sozialistischem Sinne redete, sich sogleich in die Reihen der sozialistischen

Partei einstellte und sein Verhalten in einem klaren und entschiedenen Briefe energisch rechtfertigte, da wagte man nicht mehr von „dem Sozialisten, mit dem sich reden liesse“ zu sprechen. Auf der einen Seite hüllten sich die wenig zahlreichen Konservativen in Schweigen, mit einem geheuchelten Mitleids-Lächeln auf den Lippen, auf der anderen Seite begleitete eine grosse, freudig erregte Menge de Amicis mit Beifallsäusserungen auf seinem neuen Wege.

Die Mitarbeit Edmondo de Amicis' an der sozialistischen Presse ist sehr bedeutend. Fast jede Woche bringen unsere Zeitschriften Arbeiten aus seiner Feder, klare und interessante Aufsätze, die sich durch eine fast unwiderstehliche Ueberredungskraft auszeichnen. Von seinen letzten Brochüren erwähne ich nur die beiden bedeutendsten: „Arbeiter, an die Wahlurne!“ und „Gedanken und Gefühle eines Sozialisten“.

Unter den Gelehrten Turins finden wir eine stattliche Anzahl Sozialisten. Einer der eifrigsten ist Professor Carradino, ein eleganter Redner und ansprechender Dichter. Er ist ständiger Mitarbeiter der einzigen litterarischen Zeitschrift der sozialistischen Partei Italiens: „Per l'Idea“; in diesem Blatte erschienen auch Aufsätze von Paola Lombroso, der Tochter des berühmten Gelehrten, welcher ebenfalls, allerdings nur als Theoretiker, auf unserer Seite kämpft. Guglielmo Ferrero, welcher auch von den Ausnahmegesetzen des Herrn Crispi betroffen wurde, ist ebenfalls aus Turin.

Aus der Lombardei sind namentlich zwei Schriftsteller zu nennen: Ada Negri, die Dichterin des Proletariats und Felice Canuroni. Dem vor einigen Monaten erschienenen zweiten Bande Gedichte Ada Negri's, „Tempeste“, rühmt die bürgerliche Presse eine noch grössere künstlerische Feinheit nach, als dem ersten Bande „Fatalità“; Canuroni hat den Italienern die Werke Emile Zola's vermittelt. Als Sozialisten sind auch noch der Professor der Litteratur Cicotti und der Dichter Bettini zu nennen.

In Rom verfolgt schon seit zwanzig Jahren einer der Universitätsprofessoren mit Aufmerksamkeit die Entwicklung des wissenschaftlichen Sozialismus, während er auf der Grundlage der Marx'schen Ideen die Einzelwissenschaften behandelt; es ist dies Antonio Labriola, ein scharfsinniger und kritischer Kopf. Seine „Essays über den natürlichen Begriff der Geschichte“, welche zum Andenken an das kommunistische Manifest veröffentlicht wurden, haben hervorragendes Interesse.

An der Universität Genua bekleidet Professor Asturaro, der Verfasser des geistvollen Buches „Die Ideale des Positivismus und der wissenschaftlichen Philosophie“ einen Lehrstuhl für Philosophie; Massini, Professor an derselben Universität und eine medizinische Autorität, kämpft ebenfalls im Lager des Sozialismus.

In Ferrara doziert der Professor Scarabelli, dessen beide Hauptwerke „Der Sozialismus und der Kampf der Gesellschaftsklassen“, sowie „Der Sozialismus und der bürgerliche Aberglaube“ ich hier anführen will.

In Pisa lehrt Professor Renardi, dem wir ein gedankenreiches Buch

„Evolution und Sozialismus“ verdanken. Dort doziert auch Prof. Zerboglio, der die Florentiner Arbeiterschaft häufig durch seinen beredten Vortrag fesselt.

Allerdings stehen die Professoren der politischen Oekonomie — einige Ausnahmen, wie Prof. Loria an der Universität Padua und Prof. Rabbeno an der Universität Modena, abgerechnet — nicht auf unserer Seite, ja selbst feindlich zu uns. Durch die politischen Machthaber, welche die Universitäten mit Argusaugen bewachen lassen, in ihren materiellen Interessen bedroht, verhalten sich diese Professoren gegen jede Neuerung in der Wissenschaft äusserst vorsichtig und zurückhaltend; zum Theil auch kommt es ihnen vielleicht mehr auf ihre Stellung, als auf die Würde der Wissenschaft an; die Herren verschanzen sich dann hinter Formeln, die sie wie einen Rosenkranz herunterplappern, und man bekommt oft unglaublich thörichte Argumente gegen den Sozialismus zu hören.

Unter den Malern und Künstlern finden wir dagegen zahlreiche sehr eifrige Anhänger. Segantini, einer unserer allerbedeutendsten Maler, gehört der sozialistischen Partei an. Cairati, Sanguirico und Ghidani, wie viele Andere, arbeiten mit an unseren illustrierten Veröffentlichungen. Als vor drei Jahren eine Mailänder Kunst-Zeitschrift unter den Künstlern eine Art Enquête über den Sozialismus veranstaltete, lautete die Antwort von drei Vierteln der Künstler, dass sie Sozialisten seien oder dem Sozialismus sympathisch gegenüberstehen.

Von unseren Dramatikern war L. Marengo, der so vielen Beifall und Lorbeer geerntet, ein Anhänger unserer neuen Lehre; ebenso steht Giacinto Gallina, vielleicht der liebenswürdigste unserer lebenden Komödien-Spieler, uns sehr nahe; Traversi, ein sehr bedeutender Dramaturge, bekennt sich ebenfalls zu unserer Partei.

Wie aus dieser kurzen Skizze erhellt, zählt der Sozialismus in Italien ausser vielen Anhängern auch zahlreiche Vertheidiger aus Sympathie in den Kreisen der Künstler, Schriftsteller und Gelehrten. Ich möchte daher wohl behaupten, dass nach Verlauf einer nicht zu langen Zeit die geistige Blüthe der Bevölkerung Italiens ganz für die Sache der sozialen Revolution gewonnen sein wird.

Gedichte.

Von Julius Hart in Charlottenburg.

I.

Zukunftstraum.

Träume, meine Seele, träume
 Von der seligen goldenen Heimath,
 Von dem fernen grünenden Lande,
 Deiner Ruhe stillen Heimath.
 Nur dem sehnsuchtsvollen Herzen
 Offenbaren sich in Träumen
 Ferner Zukunft grosse Wunder,
 Oh nur einmal — einmal nur
 Lass' mein Tagwerk mich versäumen.

Glänzende Thore seh' ich offen,
 Und es schimmern die Marmordächer,
 Ueber die Höfe breiten die Linden
 Ihre dunkelgrünen Fächer.
 Töne, wie Du nie vernommen,
 Schweben durch die goldenblauen
 Sanftbewegten Abendlüfte, —
 Dumpf Empfinden, dumpf Gefühl
 Wird zu morgenklarem Schauen.

Lachen, wie Du nie vernommen,
 Klingt aus heimlich verborgenen Lauben,
 Jubelt über die offenen Hügel,
 Schimmernd von Blumen und grünenden Trauben;
 Lass' in die Reigen der Fröhlich-Freien,
 Lass' mich mit offenem Busen springen,
 Heiliger Zukunft neues Fühlen —
 Oh nur einmal, nur einmal —
 Lass! in meine Seele dringen.

An den Wolken hängt mein Auge,
 Und mit himmlischen Gewalten
 Zieht es mich in alle Weiten
 Zu den fernsten Lichtgestalten
 Und auf Haupt und Schulter regnen
 Duftende Ströme schon hernieder,
 Rosen quillen aus allen Lüften,
 Und Orions Sternengurt
 Schmiegt sich weich um meine Glieder.

II.

Arbeiters Warnung.

Graue Tage, schwarze Nächte,
 Von der Wiege bis zum Grab,
 Wie ein Kranken, wie ein Sterben,
 Schleicht das Leben uns hinab.

Rastlos schaffen uns're Hände;
 Nacht und Schlaf ist nur ein Lug;
 Doch wir wirken nur an uns'rem
 Hunger- — uns'rem Sterbetuch.

Tief in uns'rer Armuth Knechtschaft
 Beugen wir uns schon genug;
 Doch je tiefer wir uns beugen,
 Schwerer lastet nur der Fluch.

Bis das Maass so schwerer Leiden,
 So viel Elends überschiesst,
 Und auf aller Menschen Herzen
 Uns'rer Thränen Strom sich giesst.

Doch wir kommen nicht als Bettler,
 Und um Mitleid fleh'n wir nicht,
 Hoherhobenen Hauptes rufen
 Wir um Recht und um Gericht.

Wir sind Boden, wir sind Acker,
 Ihr als Wurzeln liegt darin;
 Siechen wir, auch Eure Blüthe
 Säftelos siecht bald dahin.

Die Ihr wandelt hoch im Lichte,
 Lasst Ihr uns in Finsterniss;
 Uns're Nacht wird Eure Sonne
 Löschen, dessen seid gewiss.

Schöpfet nur aus uns'ren Leiden
 Euch nicht einen Trank der Lust,
 Denn wie Gift wird er zerreißen
 Eure todtgeweihte Brust.

Nehmt das Joch von uns'rem Nacken,
 Und Ihr löst Euch selbst vom Joch,
 Denn ein Athem und ein Blutström
 Fließt durch uns're Seelen doch.

Recht ist's und Gesetz der Menschheit
 Seit urewigem Besteh'n,
 Und wir heischen und wir fordern:
 Mensch, Du sollst zum Menschen steh'n.

Die Politik unter den Studenten und die Berliner Lesehallenwahl.

Wenn es heute einen Stand giebt, der sich abseits hält vom Interessenkampfe der politischen und wirthschaftlichen Parteien, dann ist es die Studentenschaft in ihrer Gesamtheit. Damit sei kein Tadel ausgesprochen, sondern eine Thatsache; und Thatsachen haben ihre Gründe, und zwar meist ökonomische; so auch hier. Der Musensohn bezieht seinen auskömmlichen Wechsel und bringt den durch, je nach seinem individuellen Geschmack. Da fragt er den Teufel nach hoher oder niedriger Politik. Zwar giebt es auch unter der Studentenschaft ein Proletariat, das von den wirthschaftlichen Fragen hart berührt wird. Da es aber von einer politischen Aenderung doch niemals eine Aufbesserung seiner akademischen Verhältnisse erwarten kann, so steht es, soweit es Theil der Studentenschaft ist, ebenso gleichgültig da, wie der besser situirte Kommilitone. Oder vielmehr noch gleichgültiger, da ihm die Erwerbsarbeit Musse und Lust für alle Extravaganzen nimmt. Ein gütiges Geschick will, dass die Studentenschaft im Allgemeinen auch nach ihrem politischen Glaubensbekenntniss nicht gefragt wird; so kann sie nicht in Verlegenheit kommen. Nur bei bestimmten Gelegenheiten bricht sie convulsiv in ein patriotisches Hurrahgebrüll

aus, was denn meist auch wieder Anlass zu Streitigkeiten giebt, indem von den einzelnen Gruppen jede am lautesten und überzeugendsten gebrüllt haben will. Dann kehrt man wieder zur Fachsimpelei oder Vereinsbummelei zurück. Die Einzelnen aber, die sich eine Ueberzeugung erringen, bleiben Einzelne und hüten sich, die Kommilitonen an ihrer Privaterrungenschaft theilnehmen zu lassen. Wenn also ein ordnender Sinn die akademischen Bürger eintheilen will, so kann er dies nicht nach einem politischen Prinzip thun, sondern danach, ob sie inkorporirt sind oder nicht, und, wenn sie Korporationen angehören, ob diese wissenschaftlichen oder nur geselligen Zwecken dienen, ob sie straff oder frei organisirt sind, farbig oder schwarz, schlagend oder nicht schlagend. Wenn ein grosser Theil dieser Verbindungen und Vereine eine gewisse „Gesinnungstüchtigkeit“ von seinen Mitgliedern erwartet, so sind sie von der eigentlichen Politik der Kriegervereine doch noch nicht angefressen. Nur der „Verein Deutscher Studenten“ macht hiervon eine Ausnahme. Wer ihm angehört, von dem weiss man, wes Geistes Kind er ist, und welcher Thaten Vater er werden wird. Diese antisemitischen Streberseelchen suchen überall ihre Kuckukseier hineinzulegen.

Da bildet die Berliner Lesehallenwahl eine treffliche Gelegenheit. Stets liess denn hierbei der V. D. St. eifrig seine Werbetrommel hören für die heiligsten Interessen der germanischen Nation und des V. D. St. Da an den Bocksprüngen der Antisemiten ausser diesen selbst nur die Juden Interesse fanden, so bildeten diese lange Jahre hindurch die einzigen Gegner; und zwar scharten sie sich damals um das Banner der „Freien wissenschaftlichen Vereinigung“, die dadurch unwiderruflich den Ruf der „Judenschutztruppe“ bekam. Da sie jedoch etwas besser war, als dieser ihr Ruf, so haben sich die Rassejuden von ihr losgesagt und treten offen als solche in den Wahlkampf. Nach den bisher entwickelten Prinzipien hätte sich die F. W. V. nunmehr folgerichtig von der Lesehallenwahl zurückziehen müssen. Antisemiten und Juden hätten sich allein gekatzbalgt, und je mehr sie es gethan hätten, desto mehr hätten sie zum Gaudium der grossen Masse der Studentenschaft beigetragen.

Nun liegen die Verhältnisse aber insofern anders, als die Wahlen denn doch nicht so ganz ohne Bedeutung sind. Einmal könnte man, da sie die einzigen studentischen Wahlen sind, daran denken, sie als Dynamometer der politischen Kräfte in der Studentenschaft zu benutzen. Das geht aber einmal deshalb nicht, weil nur etwa jeder fünfte Student, der den Zensus der 3 Mark Eintrittsgeld bezahlt hat, wahlberechtigt ist, und dann deshalb nicht, weil die akademische Civitas, wie oben erwähnt, in unpolitische Gruppen zerfällt und diese, soweit sie straff organisirt sind, geschlossen stimmen, ohne auf die Gesinnung des einzelnen Mitgliedes Rücksicht zu nehmen. Wohl aber haben die Wahlen eine Bedeutung auf ihrem eigentlichen Gebiet, indem sie den Verwaltungskörper der A. L. H. schaffen. Diese ist ein nicht zu unterschätzender Faktor in der Geistesbildung des Studenten. Wohl jeder deutsche Student, dem es die Mittel erlauben, kommt im Laufe seines Studien-

ganges für ein oder mehrere Semester nach Berlin. Die Bildung, die er hier genießen kann, wird ihm auf fünf Wegen angeboten: 1. Kolleg, Experimentalvortrag oder Klinik, 2. Seminar, Laboratorium oder Kurs, 3. Wissenschaftliche Bibliothek, 4. Zeitungen, Zeitschriften und belletristische Bibliothek, 5. Theater, Versammlungen oder wissenschaftliche Gesellschaften und Vereine. Welche von diesen Faktoren die wichtigsten sind, lässt sich für die Allgemeinheit nicht sagen; hier kommen die persönlichen Neigungen und Gewohnheiten in's Spiel. Punkt 4 wird wohl für jeden seine Bedeutung haben; hier ist aber die Lesehalle das einzig Maassgebende. Was für Zeitungen und Journale, und in wieviel Exemplaren sie ausliegen, was für Bücher angeschafft werden, darüber entscheidet allein das Direktorium. Es kann bestimmen, dass, wie jetzt, drei Viertel aller Zeitungen werthlose Provinzblätter sind, es kann jedes Muckerblättchen in 3 Exemplaren auslegen, es kann beliebige Blätter wegen „unstudentischen“ Tones abschaffen, tout à son goût. Und nun sehe man sich die jungen Füchse an, die in Schilda oder in Krähwinkel das liebe Gymnasium absolvirt haben, und nun zum ersten Male, noch betäubt vom Leben der Millionenstadt, in die Lesehalle kommen und hier zum ersten Male des „Vorwärts“ anichtig werden. Wie Viele greifen nach ihm, wenn auch zunächst nur aus Neugier. (Thatsächlich wird keine Zeitung so viel gelesen, wie das böse Umsturzbblatt.) Man schaffe nur einmal eine akademische Lesehalle, in der alle Parteien und alle Bestrebungen so vertreten sind, dass die Summe der Exemplare aller ihr zugehörigen Blätter proportional der Zahl ihrer Anhänger ist. Dann möchte ich doch einmal sehen, ob selbst unter diesen Bourgeoisjünglingen nicht trotz alles „Klassenstandpunktes“ und aller „materialistischen Geschichtsauffassung“ genug Idealisten sind, die sich durch die Wahrheit überzeugen lassen. Aber diese Wahrheit muss ihnen auch bequem und in reichlichen Schattirungen dargeboten werden. Diese Aufgabe aber liegt in den Händen des Direktoriums. Deshalb kann die Zusammensetzung desselben auch keinem Genossen gleichgültig sein. Die riesige Aufregung freilich, welche bei den Wahlen herrscht, wird nicht durch das wirkliche Interesse hervorgerufen, das ernste Menschen daran nehmen können, sondern grösstentheils durch die Eifersucht der verschiedenen Vereine, die Eitelkeit, ihre Vertreter bei feierlichen Gelegenheiten chargiren zu sehen, und bei den Unbetheiligten durch die Freude, dass überhaupt mal etwas geschieht in dieser bier- und phrasenbenebelten Schläfrigkeit des akademischen Lebens. In einem grossen Strome macht ein Strohhalme keinen Strudel, wie in diesem akademischen Rinnsälchen. Und doch wollen wir diesen Strohhalme nicht verachten; wenn sich nur weitere Humusbestandtheile da ansetzen, so kann eine frische grüne Insel daraus werden. So war es bei der Kleinlichkeit, die dem akademischen Leben nun einmal anhaftet, sehr zu begrüßen, dass in diesem Jahre sich endlich eine Partei aufthat, die für die Zukunft ein fester Halt zu werden verspricht, an den sich Alles, was ein bisschen was ist, mehr oder weniger fest anschliessen kann. Um das einzusehen, darf man freilich dem akademischen Leben nicht mit einer solchen

grundsätzlichen Verständnisslosigkeit gegenüberstehen, wie der „Vorwärts“ auch bei dieser Gelegenheit wieder. Sein ganzer Bericht lautet: „Die Antisemiten haben gesiegt“. Nein, so einfach sind unsere Verhältnisse denn doch nicht. Die Majorität im neuen Direktorium ist zwar reaktionär, aber unter sich keineswegs konform: ein Antisemit, ein Couleurchrist, ein theologischer Duellgegner und ein Couleursemit. Es bleibt doch noch abzuwarten, was das für eine Mischung geben wird, und ob dieselbe nicht durch den moralischen Einfluss der beiden Vertreter des Reform-Comité's wird zersetzt werden. Arnold Marbach, cand. med.

Georg Büchner.

Von Dr. Eduard David in Mainz.

Bei der Germania-Linde am Zürichberg steht ein Denkstein. Ihn errichtete im Jahre 1875 die Gesellschaft deutscher Studirender in Zürich im Verein mit anderen Deutschen zum Andenken des am 19. Februar 1837 in der Blüthe der Jugend dahingerafften Züricher Privat-Dozenten Georg Büchner. Nicht dem Gelehrten Büchner galt die Errichtung des Erinnerungszeichens. Sie galt in erster Linie dem Dichter Büchner, dem genialen Schöpfer von „Danton's Tod“, jenem packenden Revolutionsgemälde, dem einst Gutzkow mit einem begeisterten Begleitwort den Weg in die Oeffentlichkeit bahnte, und das den Namen des 21jährigen Verfassers mit einem Schlage in der deutschen Dichterwelt bekannt und gefeiert machte.

Als Dichter mag Georg Büchner auch heute noch einem weiteren Kreise bekannt sein. Nicht wenig hat dazu das ergreifende Trauerlied beigetragen, das Georg Herwegh dem Andenken Büchner's widmete.

„Mein Büchner todt! Ihr habt mein Herz begraben!

Mein Büchner todt, als seine Hand schon offen,

Und als ein Volk schon harrete der Gaben,

Da wird der Fürst von jähem Schlag getroffen!“

sang Herwegh dem hingeshiedenen Jüngling nach, und den Gedenkstein am Zürichberg schmücken die letzten Verszeilen jenes Gedichtes:

Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,

Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Dieselben Zeilen eröffnen auch die Einleitung, die Karl Emil Franzos seiner Gesamt-Ausgabe*) der Werke Georg Büchner's vorausschickte. In Georg Büchner vereinigten sich Naturforscher, Philosoph, Historiker und Dichter. In der kurzen Zeit vom 21. bis zur Mitte des 24. Lebensjahres schuf er eine ganze Reihe wissenschaftlicher und dichterischer Werke, die beweisen, dass ihm empirische Forschung und philosophische Spekulation nicht weniger eigen waren als dichterische Phantasie und Gestaltungskraft. Noch mehr! Georg Büchner war auch Politiker. Die Revolutionsgeschichte der dreissiger Jahre verzeichnet seinen Namen. Er war als Organisator und Agitator verschickt in der süd- und westdeutschen Revolutionsbewegung, die im Frankfurter „Attentat auf die Konstablerwache“ ein verfrühtes, unüberlegtes Alarmsignal gab, und deren Nachwehen langjährige Hochverraths-Prozesse in Baden, Württemberg und den hessischen Staaten bildeten.

*) Georg Büchner's sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlass. Erste kritische Gesamt-Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Frankfurt a. M., 1879. J. D. Sauerländer's Verlag.

Franzos hat das Erstlingswerk Büchner's: „Der hessische Landbote“ eine an das hessische Kleinbauernthum gerichtete revolutionäre Flugschrift, als „die erste sozialistische Flugschrift, welche in deutscher Sprache erschienen ist“, bezeichnet. Andere haben diesem Urtheil zugestimmt und schon vor Erscheinen der Franzos'schen Gesamt-Ausgabe ist Georg Büchner in einer längeren Artikelserie über seine Person und sein Wirken im ersten Jahrgang der sozialdemokratischen „Neuen Welt“ (1876) als einer der Unsrigen charakterisirt worden. Verdient „Der hessische Landbote“ den Ruhmestitel der ersten deutschen sozialistischen Schrift, dann wäre ihr Verfasser der erste sozialistische Akademiker deutscher Zunge gewesen. Veranlassung genug für den „Sozialistischen Akademiker“, seinem Namen ein Gedenkblatt zu weihen.

Freilich vor einer kritischen Betrachtung des politischen Meinens und Wirkens Büchner's, wie ich sie im Zusammenhang mit einer Sonderausgabe des hessischen Landboten zu geben versucht habe*), kann der Ruhm Georg Büchner's, die erste sozialistische Flugschrift deutscher Zunge verfasst zu haben, nicht bestehen. Mein Urtheil ist, kurz zusammengefasst, dieses: Georg Büchner hatte Kenntniss von dem französischen Sozialismus seiner Zeit. Er sah deutlich die Schwäche der bürgerlich-liberalen Revolutionspolitik, die aus dem Interesse der Gebildeten und Besitzenden des dritten Standes geboren und nicht auf das „nothwendige Bedürfniss der grossen Masse“ gegründet war. Den scharfen Interessengegensatz zwischen den liberalen Revolutionären und der Masse des vierten Standes hatte er erkannt. Die Magen- und Massenfrage war die Grundlage seiner politischen Praxis und Theorie, auf ihr ist auch „Der hessische Landbote“ aufgebaut. Aber die positiv gestaltenden Elemente der sozialistischen Wirtschaftslehre fehlten ihm ebenso wie die Einsicht in den fundamentalen Zusammenhang, der zwischen der Wirtschaftsordnung und der politischen und sozialen Formation der Gesellschaft besteht. Seine zeitgenössischen und landsmännischen Mitrevolutionäre, überragte er allerdings weit an sozialpolitischer Einsicht.

Der kurze Lebensgang Georg Büchner's war voller Bewegung und Kampf. Er ist der Bruder des bekannten Verfassers von „Kraft und Stoff“, Ludwig Büchner. Sein Vater war der Arzt und nachmalige hessische Ober-Medizinalrath Ernst Büchner, der als früherer Militärarzt in Napoleon's Diensten mit seinem von Napoleon's Gnaden zum Grossherzog promovirten Landesherrn Ludwig I. in kaiserlich-französischer Gesinnung wetteiferte. Gleichzeitig eingefleischter Monarchist und radikaler Naturforscher, war er in politischer wie religiöser Beziehung das gerade Gegenstück von seiner Frau, die mit den deutsch-nationalen Freiheitsidealen Sinn für religiöse und poetische Romantik vereinte. Die beiden grossen Gegensätze der Zeit verbanden sich in dem Elternpaar, dem am 17. Oktober 1813, am Tage vor der Leipziger „Völkerschlacht“, Georg Büchner als erstgeborenes Kind bescheert wurde.

Die Gymnasialzeit überstand der den Vater fürchtende, an der Mutter mit zärtlicher Verehrung hängende Knabe in Darmstadt. Im Herbst 1831 ging er nach Strassburg, um an der dortigen Akademie Medizin zu studiren. Die der Kultur zweier Nationalitäten angehörende Stadt bot ihm ausser der Wissenschaft mannigfaltige geistige Anregung. Die, im Gefolge der Juli-Revolution Frankreich durchbebenden politischen und sozialen Bewegungen verfolgte er mit lebhaftem Interesse und ebenso die Vorgänge in Deutschland. In Strassburg lernte er auch einen Vertreter des St. Simonismus persönlich kennen und

*) Der hessische Landbote. Von Georg Büchner. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken von Dr. Eduard David. München 1896. Verlag von M. Ernst. Heft 10 der „Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze“, herausgegeben von Eduard Fuchs.

blieb mit ihm in längerem Verkehr, aus dem er bei aller Kritik, die er an dem Apostel der neuen Lehre übte, sicherlich Vieles für seine politische Bildung entnahm. Auch für sein Gemüthsleben war in Strassburg auf's Beste gesorgt. Er fand in der Tochter des Pfarrers Jaeglé eine geliebte und liebende Braut. Sie hat ihr Leben dem jäh Entrissenen nachgetrauert.

Im Herbst 1833 bezog Büchner die Landesuniversität seiner engeren Heimath, das seit Karl Sand's Zeiten an der Revolutionsgeschichte so hervorragend betheiligte Gelehrtenstädtchen Giessen. Es lag gerade damals noch im revolutionären Fieber. Der Prozess gegen die am Frankfurter Attentat betheiligten Giessener Studenten hielt die Bevölkerung in Aufregung. Unter der Decke wurden innerhalb der akademischen wie nichtakademischen Kreise neue Fäden zu revolutionären Unternehmungen gesponnen. Bald war der nach politischer Bethätigung drängende Büchner mitten drinnen. In enger Verbindung mit Pfarrer Weidig, August Becker und anderen führenden Persönlichkeiten suchte er die Gesinnungsgenossen in Hessen fester zu organisiren. Das Nothwendigste aber war, die Masse des hessischen Landvolks aufzurütteln. Zu diesem Zweck schrieb er den „Hessischen Landboten“. Der Erfolg war ein völlig negativer. Der grösste Theil der in einer Geheimdruckerei zu Offenbach hergestellten Flugschriften wurde beschlagnahmt, und dank der erkaufte Mithilfe eines Denunzianten aus den Reihen der Eingeweihten gelang es der Behörde, nach und nach die Revolutionäre vor das Tribunal zu ziehen.

Georg Büchner selbst blieb zunächst verschont. Im Herbst 1834 ging er nach Darmstadt zurück. Vom Vater überwacht, arbeitete er tagsüber in seiner Wissenschaft. Die Nachtstunden widmete er grossentheils einem von ihm gegründeten revolutionären Verein. Inzwischen wurde die Situation für ihn immer kritischer. Die Fäden der Untersuchung leiteten immer deutlicher auf ihn als einen der Haupträdelsführer hin. Wiederholt war er vorgeladen, aber aus Mangel an sicheren Beweisen wieder entlassen worden. In dieser von Angst und Aufregung erfüllten Zeit schrieb er in fliegender Hast „Danton's Tod“ und sandte das Manuskript an Gutzkow. Mit dem Honorar hoffte er die Flucht in's Ausland bewerkstelligen zu können. Doch er konnte den Empfang des Geldes nicht mehr abwarten. Drei Tage nach Absendung des Manuskripts erhielt er eine Vorladung vor das Darmstädter Gericht, der er nicht Folge leistete. Dank des persönlichen Wohlwollens des mit der Familie befreundeten Untersuchungsrichters gewann er eine knappe Frist zur Flucht. Sie gelang. Er entkam über die französische Grenze und liess sich zunächst in Strassburg nieder.

Von da ab hielt er sich von politischer Bethätigung fern. Er sah ein, dass zunächst gegen die hereingebrochene Reaktion nichts zu machen sei. Ausser mit einigen weniger bedeutenden poetischen Werken beschäftigte er sich in Strassburg nur mit wissenschaftlichen Dingen. Im Herbst 1836 ging er nach Zürich, um dort als Privatdozent philosophische und naturwissenschaftliche Vorlesungen zu halten. Aber bereits im Anfang des Jahres 1837 traten die ersten Anzeichen des Nervenfiebers auf, das ihn am 19. Februar im Lenz des Lebens dahinraffen sollte.

Zehn Jahre nach seinem Tode verkündeten die Trompetenstösse des kommunistischen Manifestes das Anbrechen des proletarischen Klassenkampfes in Deutschland. Schade, dass er sie nicht mehr vernehmen konnte. Vielleicht wäre Georg Büchner ein Bannerträger in dem grossen Freiheitskampf geworden. Das Zeug dazu besass er.

Vom evangelisch-sozialen Kongress.

Die Thatsache, dass eine nicht unbedeutende Zahl von Studenten und Professoren — unter diesen Rathgen-Marburg, Sohm-Leipzig, Delbrück-Berlin, Wagner-Berlin, Neumann-Tübingen u. A. — auf dem VII. evangelisch-sozialen Kongress (27. bis 29. Mai 1896) anwesend waren, ist wohl ein Grund, auch die Leser des „Soz. Akad.“ von dem Kongress Notiz nehmen zu lassen. Doch ist die folgende Besprechung nicht im Sinne einer eingehenden Darstellung des Verlaufes des Kongresses, der ja durch die meisten Tageszeitungen bekannt gegeben wurde, als im Sinne einer skizzirten Darstellung seines Charakters und der Partei überhaupt aufzufassen.

Wie der erste Kongress zu Stande kam, darüber lässt sich Göhre in seinem neu herausgegebenen Werk „Die evangelisch-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele“ folgendermaassen aus: (K. 6). Eine Zusammenfassung aller bisher geschilderten evangelisch-sozialen Strömungen — zu deren Charakterisirung wir hier nur die Namen der Führer: Wichern, Victor Aimé Huber, Rudolf Todt, Stöcker, nennen können — versucht der evangelisch-soziale Kongress darzustellen.

Der erste Gedanke des Kongresses stammt vom Hofprediger Stöcker. Als im Frühjahr 1890 die bekannten kaiserlichen Erlasse erschienen, das Arbeiterschutzgesetz in Aussicht gestellt, das Sozialistengesetz mehr und mehr ausser Wirksamkeit gesetzt, die internationale Arbeiterschutz-Kommission nach Berlin berufen wurde, und ein neuer, frischer Luftzug auch durch weite Kreise der evangelischen Kirche ging, da hielt Stöcker die Zeit für gekommen, von Neuem seine christlich-sozial-konservative Thätigkeit in grösstem Stile zu entfalten und seine seit 1887 mehr oder weniger ruhende gesamt-politische Arbeit wieder aufzunehmen. Als ein solches Mittel erschien ihm die Einberufung eines allgemein christlich-sozialen Kongresses, auf dem er alle ihm irgendwie verwandten sozialen Strömungen innerhalb der evangelischen Kirche sammeln und zu neuer verdoppelter Thätigkeit anspornen wollte. Er trug den Plan einigen seiner intimen Freunde, darunter auch dem Pfarrer Lic. Weber in M.-Gladbach, vor. Alle, voran Weber, stimmten ihm sofort freudig zu. Nur machte Weber einen bedeutsamen Ergänzungsvorschlag. Er bat, nicht blos die engeren theologischen und politischen Gesinnungsgenossen, sondern Alle einzuladen, die in der neuen Zeit auf evangelischem Boden soziale Arbeit mitleisten wollten. Er hatte durch seine Zugehörigkeit zum Evangelischen Bunde Fühlung mit den mittelparteilichen und theologisch liberalen Kreisen der evangelischen Kirche, und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, dass ein guter Theil auch von diesen zur Mitarbeit ehrlich und gern bereit sei. Stöcker ging sofort auf den Vorschlag Weber's ein. Verhandlungen mit den Führern aller kirchlichen Parteien wurden angeknüpft. Sie führten schnell zu einem überraschend günstigen Ergebniss. Eine grosse Zahl bedeutender Männer aus allen Theilen des Reiches und beinahe jeder kirchenpolitischen Färbung erklärten sich zu einem solchen Versuche bereit und unterzeichneten mit Stöcker und dessen Anhang die Einladung zu einem nunmehr evangelisch-sozialen Kongress in der Pfingstwoche in Berlin. Die Einladungen waren in allen bedeutenden Blättern fast aller politischen Richtungen veröffentlicht worden und führten am 27., 28. und 29. Mai 1890 ungefähr 800 evangelische Menschen in das Vereinshaus der Berliner christlich-sozialen Partei, in den Saal der Berliner Stadtmission, am Johannistisch, zusammen.

Am Schluss des Kongresses wurde eine Resolution angenommen, die „nicht das geringste soziale Programm enthält, sondern nur die Pflicht des evangelischen Christen zur Theilnahme an der allgemeinen sozialen Hilfsarbeit proklamirt.“

Gegen diese Hauptströmung der Partei die sich nur ganz allgemein eine theoretische „soziale Hilfsarbeit“ zwies, erhob sich ums Jahr 1891 eine Unterströmung, eine Opposition gegen die ältere Richtung. „Sie kam von den „Jungen“, denselben, die sich in den evangelischen Arbeitervereinen das hauptsächlichste Feld ihrer Wirksamkeit geschaffen hatten, nun aber, als der Kongress entstand, sich selbstverständlich mit Begeisterung auch um ihn scharten, seine treuen Anhänger, regen Besucher und fleissigen Schüler wurden, . . . die im sozialpolitischen Grundgedanken wohl ihre volle Zustimmung, in ihrer konservativ-patriarchalischen Färbung aber und auch ihrem Einzelinhalte nach Widerspruch hervorriefen.“ Die Tendenz dieser „Jungen“ geht dahin, trotz des prinzipiellen Gegensatzes zur Sozialdemokratie doch ihre wirtschaftlichen Ziele nicht in der bisherigen Weise zu bekämpfen.

„Der erste der „jungen“ Evangelisch-sozialen, der auf den Kongressen in einem Referat zum Worte kam, war Naumann, ihr heutiger Führer. Er sprach auf dem dritten Kongress (1892) über „Christenthum und Familie“ und gelangte, indem er das Problem der christlichen Familie an der materialistischen Anschauung der Sozialdemokraten, an der Umwälzung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Gegenwart und an den Bedürfnissen der proletarischen Bevölkerungsschichten erörterte, zu überraschend neuen, von durch und durch arbeiterfreundlichem Geiste erfüllten Grundsätzen, die aber auf dem Kongress nicht allgemeine Billigung, geschweige Annahme fanden. Dann wurde der fünfte Kongress in Frankfurt a. M. besonders die Bühne, wo sich das proletarische Prinzip der „Jungen“ im Gegensatz zu dem konservativ-patriarchalischen der „Alten“ Gehör verschaffte. . . . Auf demselben Kongress sprach dann Landgerichtsrath Kulemann noch über „die Gewerkschaftsbewegung“, ebenfalls in so stark arbeiterfreundlichem Sinne, dass auch dieses Referat als ein Ergebniss des Geistes der „jungen“ Evangelisch-sozialen erklärt werden kann. Und auf dem letzten Kongress im vorigen Jahre wurde sogar eine Dame die Wortführerin der „Jungen“, als Frau Gnauck-Kühne über „die Frauenfrage“ referirte, und sie zwar richtig nach ihren zwei Seiten, als Frauenfrage der sogenannten höheren und der sogenannten arbeitenden Stände erörterte, aber doch so, dass das Interesse für die letzteren den Höhepunkt ihrer Darlegungen bildete. Da Stöcker das Correferat in diesem Vortrag hatte, so trat der Gegensatz der „Alten“ und „Jungen“ in besonders helle Beleuchtung. In diesem Falle wurde es darin deutlich, dass Stöcker die Frauenfrage der Arbeiterklasse nur mit wenigen Worten zu streifen für nöthig hielt. Noch lebendiger, noch ausdrücklicher als bei den Referaten, ist dieser Gegensatz in den Referaten immer folgenden Diskussionen gewesen. Am schärfsten ausgeprägt ist er wohl in den beiden Persönlichkeiten Stöcker und Naumann. Sie zusammen sind geradezu seine leibhaftige Verkörperung.

So endet auch die kurze Geschichte des evangelisch-sozialen Kongresses mit demselben innern Widerspruch, wie alle bisherigen bedeutenderen Erscheinungsformen der evangelisch-sozialen Bewegung, mit dem schweren, verhängnissvollen Gegensatz des konservativ-patriarchalischen Prinzips hier, des proletarischen Prinzips da. Nur dass beim Kongress noch ein drittes grosses, im Vergleich mit den beiden andern unparteiisches Prinzip, das sozial-ethische, vorhanden ist und den Gegensatz hier nicht so schroff erscheinen lässt, wie bei den evangelischen Arbeitervereinen. Während dort nur zwei, stehen sich hier drei Gruppen gegenüber. Aber es ist keine Frage für den aufmerksamen Beobachter: „Hier wie dort drängt Alles immer ungestümer auf eine Klärung“.

Diese Worte Göhre's zeichnen in beredter Weise die gegenwärtige Lage der christlich-sozialen Partei. Der Gegensatz zeigte sich auch wieder auf diesem Kongress, wie nachher erörtert werden wird.

Noch eins sei hervorgehoben: Da der Gegensatz der „Alten“ und „Jungen“ in Stöcker und Naumann verkörpert erscheint, so könnte Stöcker's Austritt als Sieg der „Jungen“ aufgefasst werden. Das ist nicht der Fall. Der Grund von Stöcker's Austritt war der, dass die Führer der Partei fürchteten, die Feindschaft, die Stöcker von allen Seiten her entgegengebracht werde, könne sich auch gegen die Partei selbst wenden. Dies gab den Anlass zu Stöcker's Austritt. Die Mehrzahl der Mitglieder steht trotzdem mehr auf Seiten Stöcker's als Naumann's.

Was nun den letzten, den VII. Evangelisch-sozialen Kongress betrifft, so sprang zuerst ein Moment ganz besonders in die Augen: der ganze Kongress steht unter dem Zeichen des kaiserlichen Telegramms, bezw. der Opposition dagegen. Bei Stellen wie: „in diesem Sinne ist christlich-sozial kein Unsinn“, „evangelisch und sozial gehört eben doch zusammen“, „mag der Wind von oben her günstig oder ungünstig wehen“, „dieweil uns das etwas angeht“ durchbrauste regelmässig lebhafter Beifall den Saal. Auffallend war auch, dass am Begrüssungsabend von den fünf grossen Reden keine mit einem Hoch auf Se. Maj. schloss — Harnack liess das Vaterland hoch leben, Sohm das Lokalkomitee — und erst am andern Morgen die Eröffnungsrede des Präsidenten in einem Hoch auf den Kaiser und den König von Württemberg gipfelte. Die Liebe zur Monarchie wird allmählich sehr abstrakt und platonisch; der gegenwärtige Monarch hat durch sein Telegramm die königstreuen christlich-sozialen Männer in eine schlimme Opposition hineingetrieben, die allerdings nicht praktisch werden wird, aber doch den felsenfesten Glauben an die Monarchie bedeutend erschüttert. Hier sei auch bemerkt, dass die württembergische Regierung und Minister Pischek durch Ober-Regierungsrath

Mosthaf den Kongress beglückwünschte. Wenn dies einerseits etwas württembergische Opposition gegen Berlin zu bedeuten scheint, so ist es doch wohl andererseits auch ein Zeichen dafür, dass man den Kongress und die Partei, die er repräsentirt, für entschieden ungefährlich hält.

Etwas weiteres sehr Wesentliches zeigte fernerhin der Kongress: Wer seine Kenntniss der christlich-sozialen Partei aus der „Hilfe“ und aus Naumann's programmatischen Schriften (z. B. „Was heisst christlich-sozial?“) genommen hatte und die geschichtliche Entwicklung der Partei nicht genügend kannte, konnte sich vorstellen, die Partei habe immerhin ein einigermaßen einheitliches geschlossenes Programm, das eben in jener Broschüre und in einer Nummer der „Hilfe“ (1. Jahrg. No. 22) vorliege. Nun erklärte aber der Vorsitzende, Handels-Oekonomierath Nobbe, in seiner Begrüßungsrede vom Standpunkt der „Alten“ aus ganz korrekt: „Die Hauptaufgabe des Kongresses lag von jeher nicht auf wirtschaftlich-politischem, sondern auf sozial-ethischem Gebiet“. So wie er das ausführte und wie es überhaupt auf dem ganzen Kongress zu Tage trat, heisst das: Die evangelisch-soziale Partei will bloss auf die öffentliche Meinung einwirken, Stimmung machen dafür, dass der sozialen Noth abgeholfen wird, über das Wie schweigt sie sich völlig aus. Ein bestimmtes national-ökonomisches System zu haben, hat die Partei ja von vornherein abgelehnt („Hilfe“, 1. Jahrg. No. 17 S. 5, Programm der evangelischen Arbeitervereine): „wir vermeiden es, unsere Forderungen aus irgend einer national-ökonomischen Theorie herzuleiten“. Der Kongress zeigte aber, dass für die überwiegende Mehrzahl der Partei nicht einmal die Forderungen bestimmt sind; freilich eine nothwendige Folge der prinzipiellen Ablehnung eines Systems. So waren z. B. in der Debatte, die sich an Delbrück's Referat „Recht auf Arbeit“ anschloss, über das in diesem Zusammenhang doppelt wichtige Problem der Bevölkerung zwei Mitglieder des Kongresses entgegengesetzter Meinung. Delbrück sagte: „Zwischen der Frage der Arbeitslosigkeit und dem Wachsthum der Bevölkerung besteht keinerlei Zusammenhang“. *) Wagner sagte, sie hängen direkt mit einander zusammen. Dem entsprechend waren die Vorschläge der Abhilfe, also die praktischen Forderungen, von Seiten dieser beiden Herren ganz verschiedener Art. Darüber, was geschehen soll, herrscht vollkommene Unklarheit, deren Gipfel und klassischen Ausdruck die sogenannten Resolutionen bildeten, die Herr Nobbe bei jedem Referat nach Schluss der Debatte aufstellte und die immer einstimmig angenommen wurden. Hierbei hätten einerseits immer eine Anzahl Theilnehmer protestiren müssen (z. B. Wagner und Naumann bei der Resolution über Arbeitslosigkeit), andererseits waren — um die verschiedenen Anschauungen unter einen Hut zu bringen — die Resolutionen so verfasst, dass man sich Alles und Nichts darunter denken und, was wichtiger ist, entgegengesetzte Massnahmen daraus folgern konnte. So wird bei der nach dem Referat über den Handel gefassten Resolution nicht klar, ob die Konsumvereine zu schützen oder zu bekämpfen seien. Thatsächlich waren einzelne Mitglieder, z. B. der konservative württembergische Landtags-Abgeordnete Schrempf, gegen die Konsumvereine, der Referent Rathgen dafür. Diese Resolutionen waren nichts weiter als eine geradezu kindische Spielerei.

Ebenso getheilt waren die Meinungen darüber, wie die (wenn überhaupt formulirten) Forderungen verwirklicht werden sollten. Im Grossen und Ganzen war der Kongress der Meinung, dass der Geistliche sozial wirken könne, d. h. sozial wirken in dem Sinne der theoretischen Propaganda. Der Kongress bzw. die christlich-soziale Partei will, vielmehr wollte bis jetzt prinzipiell keine praktische Politik treiben. Beschränkt sie sich hierauf, so ist die Unklarheit in Prinzipien und Forderungen — die, wie gesagt, auf dem Kongress besonders im Gegensatz zur Parteilitteratur und zu der von Naumann einheitlich redigirten „Hilfe“ eklatant zu Tage trat — nicht von besonderem Nachtheil für die Partei. Sie will eben — in ihrer überwiegenden

*) Die Thatsache ist gewiss richtig: einleuchtend war auch Delbrück's Beweis dafür, dass nämlich die Zahl der Arbeitslosen die aufsteigende Linie der Zahl der Bevölkerung keineswegs mitmache. Klassisch war jedoch die dann noch folgende Begründung: in der Bibel steht, seid fruchtbar und mehret euch, deshalb darf an Verhinderung der Eheschliessungen p. p. nicht gedacht werden; daher der Name christlich-sozial. Uebrigens machte Herr Delbrück mit der starken Hervorkehrung seines individualistischen national-ökonomischen Standpunktes keinen besonders christlich-sozialen Eindruck. Dagegen wunderschönen Studierstubenprojektes. Die Hebung des Uebels durch Verkürzung der Arbeitszeit lehnte er damit ab, dass er sagte: würde man in einem Gewerbe kürzere Arbeitszeit einführen, so würde höchstens verstärkter Zuzug zu diesem Gewerbe das Ergebniss sein.

Majorität — blos Stimmung machen, sie will die bürgerlichen Kreise, die sozial noch schlafen, aufwecken. In ein praktisches Fahrwasser konnte auch das kaiserliche Telegramm die geistlichen Herren nicht hineintreiben. Das Telegramm verstärkte wohl die Zahl der „politischen Pastoren“ — Naumann berichtet: „Von mehreren Seiten wurde uns gesagt: eigentlich wollte ich nicht kommen, aber das Kaisertelegramm hat mich doch hergetrieben“ — Fähigkeit zu praktischer Politik aber kann auch kein Kaiserwort, kann auch die wildeste Stumm'sche Hetze, können auch die unsinnigsten Erlasse der Ober-Kirchenbehörde den Pfarrern nicht in die Knochen blasen.

Die Opposition der Christlich-Sozialen macht sich blos in Worten Luft. Charakteristisches Beispiel dafür ist gerade Naumann's Ausführung in seinem Kongressbericht („Hilfe“, II., 23): „Der Kongress fühlte sich als eine grosse, deutliche Antwort auf das Wort „Christlich-sozial ist Unsinn“. Die Spannung der Richtungen war vorbei (?); es gab eigentlich keine Parteien, die „Alten“ sprachen in diesem Jahre vielfach schärfer als die „Jungen“. Adolf Wagner sagte: „Ich will lieber mit Bebel etwas unterschreiben als mit Stumm“, und die Versammlung rief hallenden Beifall. Prediger von Soden aus Berlin griff seine vorgesetzte Behörde, den preussischen Ober-Kirchenrath, lebhaft und stark an, und der grosse Saal verstand ihn. Aber trotz der bisher auf diesen Kongressen nicht vorhandenen Schärfe des Tones war die grundsätzliche Haltung zu Kaiserthum und Staatskirche keine andere als bisher. Man will die Einrichtung und das Amt auch dann hochhalten, wenn die zeitweiligen Ansichten nicht in Uebereinstimmung sind. Das Hoch auf den Kaiser am Anfang des Kongresses wurde mit Bewegung vieler Herzen gerufen. Es hiess, wir können und wollen warten!“

Vergleichen wir hiermit noch Naumann's Ausführung in der „Zukunft“, No. 34 dieses Jahrgangs: „So schreibt ein Pastor, dem sein Kaiser die Politik verbietet, der aber dennoch politisirt, weil er sich von der Hoffnung der Rückkehr zu 1890 noch immer nicht trennen kann. Er kann noch nicht daran glauben, dass Stumm mit der Geschichte des neuen Deutschen Kaiserthums unlöslich verknüpft ist. Wenn es so wäre — dann, nur dann würde er Verständniss bekommen für das schwere Wort: „Politische Pastoren sind ein Unding“, denn er kann sich keinen ehrlichen evangelischen Pastor denken, der mit Stumm geht, und keinen, der prinzipiell gegen seinen Kaiser geht“ — so heisst das doch ganz deutlich, wir machen die Faust blos im Sack. Wenn die politischen Pastoren nicht gegen ihren Kaiser gehen wollen, der Kaiser aber notorisch nicht mit ihnen geht, und auch wohl kaum gehen wird, nun, so können die Herren eben über die soziale Frage weiter berathen, können „gehaltvolle Kongresse zu Stande bringen“, können alles Mögliche national-ökonomisch und ethisch beleuchten, können das Recht auf Arbeit zugeben oder abweisen — Arbeitsgelegenheit und Brot schaffen sie keinem einzigen Arbeiter damit.

Bei dieser Sachlage — der Unfähigkeit, auch nur eine Forderung gemeinsam zu formuliren — stellt sich der Ausspruch der christlich-sozialen Partei, im Gegensatz zu der „in den Wolken thronenden“ Sozialdemokratie den Vorzug praktischen Wirkens zu haben, doch als arge Grossthuerei heraus. Diese Partei in ihrer grenzenlosen Verworrenheit und Prinzipiosigkeit wird sammt ihren christlichen Arbeitervereinen mit der theoretisch und praktisch geschlossenen Sozialdemokratie niemals auch nur irgendwie in Konkurrenz treten können. Wenn sich aber die Partei, wie oben ausgeführt, überhaupt für immer darauf beschränken würde, blos durch Druck auf die öffentliche Meinung zu wirken, so ist ja auch in diesem Fall ihre Thätigkeit nicht zu unterschätzen. Aber erstens ist die öffentliche Meinung vollkommen unzuverlässig, und wird sich von einer Partei, die eigentlich keinen realen Hintergrund hat, kaum auf die Dauer imponiren lassen. Zweitens aber nützt bei der brutalen Klasseninteressen-Politik unserer herrschenden Klassen (cf. Maximal-Arbeitstag im Bäckereigewerbe und Lehrerbesoldungs-Gesetz) im einzelnen praktischen Fall die öffentliche Meinung garnichts.

Das fühlen die klugen Elemente in der Partei sehr wohl. Und hiermit kommen wir auf den dritten Punkt, der uns an dem Kongress wesentlich erscheint, und der auch diesen VII. Kongress von seinen Vorgängern unterscheidet. Wenn wir vorhin hörten, im Allgemeinen sei die Meinung des Kongresses dahin gegangen, dass der Geistliche sozial wirken könne, so führte Göhre ganz im Gegensatz dazu aus: Der Geistliche kann im Amt selbst eine nennenswerthe praktische Thätigkeit nicht entfalten, da er es mit Leuten aller Parteien zu thun hat; die christlich-soziale Partei muss jetzt aber endlich praktische Politik treiben, Laien sind hierzu in nennenswerther

Anzahl nicht vorhanden,*) also sollen die Geistlichen, wenn sie etwas erreichen wollen, den Talar an den Nagel hängen, Laien werden, und so endlich etwas zu Wege bringen. Diese Worte, und dieser meines Erachtens sehr vernünftige und zum mindesten diskutierbare Vorschlag, wurde nun vollständig ignoriert. Trotzdem möchte ich Göhre's Rede als symptomatisch auffassen, besonders da noch mehrere Momente hinzukommen, die in dieselbe Richtung weisen. Kurz vor dem VII. Kongress kam Göhre's Buch heraus: „Die evangelisch-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele“, in dem Göhre natürlich seinen oben angegebenen Standpunkt vertritt. In der letzten Nummer der „Hilfe“ (II, 24) bespricht Naumann dieses Werk und stimmt Göhre prinzipiell zu. Er sagt: „Aus dem allgemeinen Urnebel christlich-sozialer Stimmung bilden sich bestimmte Körper, die ihre Bahnen nebeneinander suchen, noch vielfach verbunden durch verwandte Stofftheile, aber im Kern sich trennend! . . . Die evangelisch-soziale Bewegung zerfällt in zwei Theile: 1. den Sozialethischen; darunter fällt die vorhin erwähnte Aufgabe des „soziale Stimmung“-Hervorrufens; 2. den Sozialpolitischen: durch Sammlung derjenigen Christen, welche umfassende soziale Reform verlangen, entsteht eine politische Partei, die nicht für alle Kreise sein kann, sondern dem vierten Stande im weiteren Sinne des Wortes dient. Sie muss andere Parteien bekämpfen, und kann darum schwerlich von Solchen geführt werden, die wegen ihres Berufes allen Klassen dienen sollen. Sie steht auf dem Standpunkt des Klassenkampfes, hat proletarische Interessen und sucht ihr Christenthum dadurch zu beweisen, dass sie den Kampf in Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit führt“ . . . „Es ist nicht unmöglich“ — sagt Nauman schon in der „Hilfe“ (II, 1) — „dass die beiden Aufgaben, die politische und die religiöse, einmal getrennt, von zweierlei Vereinigungen geführt werden müssen“.

Der Artikel in der letzten Nummer der „Hilfe“ schliesst mit den Worten: „Ist aber die Trennung des Sozialethischen vom Parteipolitischen oben und unten vollzogen, dann werden wir zu warten haben, wieviel Nichtgeistliche sich zur Führung unserer politischen Arbeit finden werden. Genügt ihre Zahl nicht, so müssen eine Anzahl Geistliche ihr Gemeinde-Amt lassen und der politischen Bewegung als Christen zu Hilfe eilen“.

Dazu stimmt vollkommen Naumann's Rede am Familienabend, die das Thema hatte: „Was nicht zur That wird, hat keinen Werth“. Wer diese Rede hörte, musste sich sagen, der Mann hat mehr im Sinn als bloss „Stimmung machen“. Dazu stimmt auch der Plan einer Tageszeitung der Partei, der in einer Privatsitzung vor dem Kongress verhandelt wurde und nur wegen Kapitalmangel zurückgestellt werden musste. Aus Allem folgt, die Partei ist mit diesem Kongress an einem Wendepunkt angekommen. Es sind Elemente in ihr — und nicht die schlechtesten sind das — die über das Ziel, das der Vorsitzende Nobbe dem Kongress steckt, hinausgehen möchten. Es soll Ernst werden mit dem Plan: Gründung einer politischen Partei. Meines Erachtens kann man zu dem Vorschlag und zu seiner Durchführung nur Glück wünschen. Dann würde es endlich heissen, Farbe bekennen, dann würde die Partei sich klären, bei der Umsetzung der Forderungen der evangelischen Arbeitervereine („Hilfe“ I. Jahrg. No. 22) in die Wirklichkeit würden alle die, welche nur sozialen Renommirens halber dabei sind, schleunigst sich zurückziehen. Wie sind aber die thatsächlichen Aussichten für diese neu zu gründende Partei? Es kann jetzt vielleicht scheinen, als sei das Urtheil über die praktische Unfähigkeit der Christlich-sozialen zu hart gewesen gegenüber so energischen Vorschlägen; ich glaube doch nicht. Thatsächlich sind eben diejenigen, die damit wirklich Ernst machen wollen, die es „für Christenpflicht ansehen, in diesem Fall das Gemeinde-Amt zu lassen“, an den Fingern aufzuzählen. Ebenso gering ist die Zahl derjenigen, die sich auf Naumann's und Göhre's soziales Programm wirklich verpflichten könnten; die Majorität steckt eben in jenem „Urnebel christlich-sozialer Stimmung“. Fehlt es also an jenem „frischen Zustrom aus dem theologischen Lager“, so fehlt es an Nichtgeistlichen erst recht. Die „kleinen Leute“, die Göhre vereinigen möchte, bringt er nicht unter einen Hut. So werden wir wohl zu dem Ergebniss kommen müssen, dass ein kleines Fähnlein von Führern da ist, das eifrig die Werbetrommel rührt, zu einer nennenswerthen Gefolgschaft aber wohl kaum kommen wird.

Zeichnen wir zum Schluss in wenigen Strichen das Bild, das uns die christlich-soziale Partei, so wie sie sich auf dem VII. Kongresse zeigte, darbietet, so wird es sich wohl folgendermassen gestalten:

*) Der Kongress glich allerdings einem Pfarrkranz in grossem Stil.

1. Die Stimmung der Partei in politischer Hinsicht ist oppositionell. In die Praxis wird diese Opposition sich nicht umsetzen: „kein evangelischer Pastor geht prinzipiell gegen seinen Kaiser“.

2. Die Elemente innerhalb der Partei sind so verschiedenartig, dass ein gemeinsames wirthschafts-politisches Programm überhaupt nicht aufgestellt werden könnte. Ausserdem ist die Mehrzahl der Mitglieder der Ansicht, dass der Partei nur eine Wirksamkeit auf sozial-ethischem Gebiet zuzuweisen sei. (In dieser Thätigkeit dürfte wohl die einzige Berechtigung und das einzige Verdienst der Partei liegen.)

3. Diejenigen Führer, welche ein geschlossenes wirtschaftlich-politisches Programm haben und der Gründung einer politischen Partei nicht abgeneigt wären, haben, da sie weder innerhalb noch ausserhalb der jetzigen christlich-sozialen Partei auf Nachfolger rechnen können, keine Aussicht auf Erfolg.

Heinrich Wilhelm, cand. theol.

Schule und Justiz vor der preussischen Volksvertretung.

Von Paul Hirsch in Berlin.

Vor wenigen Tagen ist die Landtagssession in Preussen geschlossen worden. Wenn auch die Sozialdemokratie, die im Landtag nicht vertreten ist, aus leicht ersichtlichen Gründen den Verhandlungen dieser Körperschaft geringere Aufmerksamkeit schenkt, als den Reichtagsdebatten, so wäre es doch ein politischer Fehler, den Werth dieser Verhandlungen allzusehr zu unterschätzen. Ein wie vorzügliches Agitationsmaterial gewähren uns, um nur ein Beispiel aus den letzten Tagen zu erwähnen, die im Abgeordnetenhaus zu dem Antrag auf Aufhebung der Bestimmungen des Bundesraths betr. den Betrieb von Bäckereien und Konditoreien gehaltenen Reden! Sodann aber ist es nicht ausgeschlossen, dass die Sozialdemokratie in absehbarer Zeit auch ihren Einzug in das preussische Abgeordnetenhaus hält.

Den Leserkreis des „Sozialistischen Akademikers“ dürften besonders zwei Vorlagen interessiren, mit denen sich der Landtag in der eben abgelaufenen Session beschäftigt hat, die Gesetzentwürfe betr. das Dienst Einkommen der Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen Volksschulen und betr. die Regelung der Richtergehälter und die Ernennung der Gerichts-assessoren. Beide Entwürfe, so verschiedene Materien sie auch behandeln, stimmen doch darin überein, dass sie die Gehaltsregelung einer bestimmten Beamtenkategorie in's Auge fassen, eine Absicht, die in beiden Fällen daran scheiterte, dass mit dem eigentlichen Thema andere Fragen verquickt waren, die in keinem oder doch nur sehr losem Zusammenhang damit stehen. In beiden Fällen bewiesen die Verhandlungen, dass nach Ansicht der Mehrheit der „Volksvertretung“ die Interessen einer bestimmten Klasse denen der Allgemeinheit vorzuziehen haben.

Das Lehrerbesoldungsgesetz war bereits in der Thronrede angekündigt, mit welcher der Ministerpräsident am 15. Januar den Landtag eröffnete. Es war darin von einem Gesetzentwurf die Rede, welcher den Zweck hat, in Erfüllung der durch Artikel 25 der Verfassung dem Staate auferlegten Pflicht, das Dienst Einkommen der Lehrer und Lehrerinnen an den

öffentlichen Volksschulen gesetzlich derart zu regeln, dass ihnen überall ein festes, den örtlichen Verhältnissen angemessenes Einkommen gesichert ist. Gewiss wird diese Ankündigung einen Jeden, der die Lage unserer Volksschullehrer, namentlich in kleinen Gemeinden, kennt, mit grosser Freude erfüllt haben. Wer aber erwartete, dass damit auch nur den bescheidensten Ansprüchen Genüge gethan würde, den sollte die alsbald dem Abgeordnetenhause zugehende Vorlage eines Besseren belehren. Es ist ja an sich nichts Neues, dass der preussische Militärstaat für die Pflege der Volksbildung nur wenig übrig hat, und so konnte auch das Lehrerbesoldungsgesetz nur Denjenigen überraschen, der in einem durchaus unbegreiflichen Optimismus ein Abweichen von dem bisher beobachteten Verhalten der Regierung erwartet hatte.

Das Grundgehalt der Lehrer ist in der Vorlage „auch in besonders billigen Orten“ auf 900 Mark, das der Lehrerinnen auf 700 Mark festgesetzt, und von diesem fürstlichen Gehalt sollten bis zur definitiven Anstellung noch 20 Prozent abgezogen werden. Daneben sollte freie Wohnung oder Miethsentschädigung gewährt werden. Den grössten Werth legte die Regierung auf die Alterszulagen; es wurden vom 7. Dienstjahre ab 9 Alterszulagen von je 80 Mark für Lehrer und 60 Mark für Lehrerinnen in dreijährigen Zwischenräumen bis zum 31. Dienstjahre festgesetzt, so dass sich im Falle der Annahme der Vorlage das Gehalt eines Lehrers nach 31 Dienstjahren auf 1620 Mark, das einer Lehrerin auf 1240 Mark und freie Wohnung belaufen hätte. Bei der mühevollen Arbeit, die unseren Volksschullehrern obliegt, wird man ihnen diese kleine Aufbesserung von Herzen gönnen, zumal, wenn man bedenkt, dass zur Zeit in Preussen noch gegen 12000 Lehrer bzw. Lehrerinnen nicht einmal ein Gehalt von 900 bzw. 700 Mark beziehen. Aber unsere preussischen Junker, die in Ueberschätzung ihres eigenen „Ich“ auf andere Bevölkerungsschichten, die nicht zu den Edelsten der Nation gehören, hochmüthig herabblicken, und namentlich die geistige Arbeit, deren Werth sie niemals selbst erprobt haben, verachten, halten selbst diese bescheidene Entschädigung für die Volksschullehrer für überflüssig. So äusserte sich der Graf von Zieten-Schwerin in der 12. Sitzung des Herrenhauses vom 30. April dahin: „Was das Grundgehalt anbetrifft, welches in der Gesetzesvorlage in Aussicht genommen ist, so finde ich dasselbe für die zweiten Lehrer mit 900 Mark bei 24 Jahren weit über das Bedürfniss hinausgehend. Meine Herren, wo haben wir sonst bei Beamten mit 24 Jahren eine freie Wohnung bzw. Wohnungsentschädigung und ein Gehalt von 900 Mark? Und wer steht uns dafür, wenn nicht Kautelen geschaffen werden, dass diese jungen Herren mit 24 Jahren kommen und sagen: wir wollen heirathen, nun gebt uns auch eine Wohnung, die für Verheirathete passend ist. Da müssen Kautelen geschaffen werden.“ Dieser Ausspruch ist so charakteristisch für die Gesinnung unserer ostelbischen Junker, dass es seine Wirkung abschwächen hiesse; wollten wir ihm auch nur ein Wort hinzufügen.

Wir glauben gern, dass es dem Kultusminister Ernst ist mit der Aufbesserung der Gehälter der Volksschullehrer, aber ohne die Unterstützung seines mächtigen Kollegen, des preussischen Finanzministers, kann er das erwünschte Ziel nicht erreichen. Nach einem bekannten Ausspruch des Grafen Caprivi prüft die Regierung jedes Gesetz daraufhin, welche Wirkung es auf die Sozialdemokratie ausübt. Herr Miquel denkt anders, er macht seine Haltung zu einem Gesetz in erster Linie davon abhängig, ob es im Stande ist, ihm Gunst und Freundschaft der Agrarier zu erhalten. So glaubte er, auch bei Gelegenheit des Lehrerbesoldungsgesetzes diesen Standpunkt geltend machen zu müssen. Daher die überraschend agrarische Tendenz der Vorlage, die wohl in erster Linie zu ihrem Scheitern beigetragen hat. Durch die Bestimmung,

dass der Staatsbeitrag nur bis zur Höchstzahl von 25 Lehrerstellen für jede politische Gemeinde gewährt werden sollte, wären die grossen Städte in unerhörter Weise benachtheiligt worden, und die Folge wäre aller Wahrscheinlichkeit nach ein Rückgang des Volksschulwesens in den Grosstädten gewesen, in denen ja schon jetzt die Klassen zum Nachtheil der lernenden Jugend vielfach überfüllt sind. Das platte Land hätte durch das Gesetz einen nicht zu unterschätzenden Vortheil erzielt; es hätte dadurch einen Staatszuschuss von 4 622 144 Mark bekommen, so dass es zusammen mit den 37 240 455 Mark, die es jetzt schon bezieht, in Zukunft die Summe von 41 862 599 Mark erhalten hätte, während es 1895/96 an Einkommen- und Ergänzungssteuer nur 41 904 392 Mark bezahlt hat. Es hätte also seinen ganzen Betrag an direkten Staatssteuern aus der Staatskasse in Form der Beiträge für das Volksschulwesen zurückerstattet bekommen. Andererseits hätten die 68 preussischen Städte mit mehr als 25 000 Einwohnern und mehr als 25 Lehrerstellen, die jetzt 3 735 150 Mark an Staatsbeiträgen beziehen, künftig nur 1 032 002 Mark, also 2 703 148 Mark weniger, bezogen.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, dass der Entwurf bereits bei der ersten Berathung im Abgeordnetenhaus auf den heftigen Widerstand der gesammten Linken stiess, während das Centrum, die Polen und die beiden konservativen Parteien sich im grossen Ganzen damit einverstanden erklärten, obgleich sie, mit Ausnahme der Freikonservativen, es lieber gesehen hätten, wenn ihnen ein allgemeines Volksschulgesetz im Sinne des Zedlitz'schen Entwurfs unseligen Angedenkens vorgelegt wäre. Da aber diese Parteien die Mehrheit des Hauses bilden, und da auch die Nationalliberalen, die ihrem Spitznamen „Fraktion Drehscheibe“ wieder einmal Ehre machen wollten, in der GesamtAbstimmung mit wenigen Ausnahmen für die Vorlage stimmten, so wurde der Entwurf schliesslich vom Abgeordnetenhaus angenommen. Selbst ein Vermittelungsantrag des nationalliberalen Abg. Dr. Sattler, der den grossen Städten wenigstens ihre bisherigen Staatszuschüsse lassen wollte, wurde von der agrarischen Mehrheit, die von einem instinktiven Hass gegen die Grossstädte erfüllt ist, abgelehnt.

Aber die Freunde des Entwurfs hatten zu früh triumphirt, sie hatten ihre Rechnung ohne das Herrenhaus gemacht, das bei dieser Gelegenheit einmal zeigen wollte, dass es auch ein Wort mitzureden hat. Hier begegnete die Vorlage keiner Sympathie: die Junker konnten sich nicht mit ihr befreunden, weil ihnen weniger an der Regulirung der Lohngehälter, als an einem allgemeinen reaktionären Volksschulgesetz gelegen ist, und die Bürgermeister konnten ihr im Interesse der von ihnen vertretenen Grossstädte nicht zustimmen. So wurde denn der Vorlage im Herrenhaus nicht einmal das ehrenvolle Begräbniss in einer Kommission zu Theil. Der Finanzminister, der mit dem Kultusminister sein Werk ohne Sang und Klang untergehen sah, mochte wohl zu spät zu der Einsicht gelangen, dass er diesmal seiner Geschicklichkeit zu viel zugetraut hatte. Obgleich er, wie später bekannt wurde, mit dem Vermittelungsantrag Sattler einverstanden war, hatte er sich doch im Abgeordnetenhaus nicht darüber geäussert, weil er seiner Sache auch so sicher zu sein glaubte und dabei noch eine Kleinigkeit gespart hätte. Hätte Dr. Miquel sich offen für den Antrag Sattler ausgesprochen, so wäre der Entwurf im Herrenhaus nicht gescheitert; dann hätten die Bürgermeister im Verein mit denjenigen Konservativen, die von vornherein für das Gesetz waren, die ausschlaggebende Mehrheit zu Gunsten desselben gebildet. Die Volksschullehrer mögen sich also bei dem Finanzminister, der für seine nothleidenden agrarischen Freunde stets einige Millionen bereit hält, bedanken, wenn ihre gewiss berechtigten und mehr als bescheidenen Wünsche vorläufig nicht erfüllt sind.

Ein ähnliches Schicksal, wie dem Lehrerbesoldungs-Gesetz, widerfuhr im Laufe der Session dem Gesetzentwurf, betr. die Regelung der Richtergehälter und die Ernennung der Gerichtsassessoren. Während nach der bisher geübten Praxis jeder Referendar, der die grosse Staatsprüfung bestanden hatte, zum Gerichtsassessor ernannt und in der Regel nach längerer oder kürzerer Zeit zum Richter befördert wurde, sollte nach der dem Landtage zugegangenen Vorlage der Referendar nach bestandener grosser Staatsprüfung aus dem Justizdienst ausscheiden und nur die Befugniss erhalten, den Titel „Assessor“ zu führen. „Gerichtsassessor“ sollte hingegen nur Der werden, der vom Justizminister ausdrücklich dazu ernannt wird. Auf diese letztere Kategorie sollte die Anwartschaft auf das Richteramt beschränkt bleiben.

Was die Frage der Regelung der Richtergehälter mit dieser durch und durch reaktionären Bestimmung zu thun hat, ist schwer ersichtlich. In der dem Entwurf beigegebenen Begründung heisst es: „Das Dienstaltersstufensystem ist nur durchführbar, wenn die in Betracht kommenden Anwärter zu dem Amte nicht nur im Allgemeinen nach der formalen wissenschaftlichen Seite, sondern auch nach ihrer materiellen Befähigung und ihrer gesammten Persönlichkeit zweifellos geeignet sind. Daher ist die Befugniss, eine Beschränkung des Anwärterkreises durch Auswahl geeigneter Kandidaten eintreten zu lassen, die unerlässliche Voraussetzung, von der die königliche Staatsregierung die Durchführung der neuen Gehaltsordnung für die Richter abhängig machen muss“.

Trotz dieser „Begründung“ wird man wohl nicht fehlgehen in der Annahme, dass es dem Justizminister nicht sowohl um die Einführung des Dienstaltersstufensystems als vielmehr hauptsächlich um diesen sogenannten Assessorenparagraphen zu thun war, der ihm die Möglichkeit geboten hätte, unliebsame Personen vom Richteramt auszuschliessen. Und was kann man heutzutage nicht Alles unter dem Begriff „unliebsame Personen“ zusammenfassen! Der Entwurf war ein Schritt weiter auf dem Wege, die vielgerühmte Unabhängigkeit des Richterstandes gesetzlich preiszugeben.

Dass die beiden Fragen, deren Regelung die Vorlage erstrebte, in keinem Zusammenhang stehen, gab selbst der konservative Herr von Levetzow zu, der im Herrenhaus erklärte, er würde für den Assessorenparagraphen stimmen, obwohl derselbe nicht dringend nothwendig gewesen wäre. „Würde er verworfen, so entstünde grosser Schaden, denn dann würde das Recht der Anstellung der Richter einfach verdunkelt.“ Das Moment der Verdunklung des Rechts der Krone, ihre Beamten nach eigenem Ermessen anzustellen, war — wohl nicht ohne Grund — bereits im Abgeordnetenhaus in die Debatte getragen, obwohl kein Gegner der Vorlage daran dachte, der Krone ihr Recht streitig zu machen. Auch der Justizminister hat sich erst bei der erneuten Beratung im Abgeordnetenhaus, als er sah, dass die Vorlage nicht mehr zu retten sei, dieses Argument zu eigen gemacht, dessen Betonung lediglich auf einem taktischen Manöver der Rechten beruhte.

Im Abgeordnetenhaus stiess der Entwurf auf den heftigen Widerstand der gesammten Linken, der Polen und des Zentrums. Die Herren vom Zentrum erinnerten sich plötzlich der Zeit des Kulturkampfes, wo auch sie als Reichsfeinde betrachtet wurden; sie mochten fürchten, dass wieder einmal ähnliche Zeiten hereinbrechen und dass dann der Assessorenparagraph mit aller Schärfe gegen ihre eigenen Freunde angewandt werden könnte. Auch die Nationalliberalen sahen ein, dass der Assessorenparagraph nicht so harmlos war, wie es den Anschein hatte, und dass sie oder ihre Söhne auch darunter zu leiden haben würden. Denn wenn diese Herren sich auch nach Kräften bemühen, es den Junkern in Sitten und Gewohnheiten gleichzuthun, so müssen

sie doch erkennen, dass jene ihnen gegenüber im Vortheil sind. Der Adel der Geburt bildet heutzutage eben den besten Befähigungsnachweis für die Beamtenlaufbahn. Die Bourgeoisie, die eine feine Nase hat, wenn ihre eigenen Interessen auf dem Spiel stehen, merkte, worauf man hinaus wollte, und lehnte den Assessorenparagraphen sowohl in seiner ursprünglichen, als auch in einer unwesentlich veränderten Gestalt ab, während sie dem übrigen Theil der Vorlage zustimmte. Einer Vorlage, die nur eine Schädigung der Interessen des Proletariats bezweckte, würde die Annahme in Preussen von vornherein gesichert sein; so aber trug die Regierung — vielleicht auch in Folge der ungeschickten Vertheidigung des Entwurfs — eine schwere Niederlage davon.

Trotz der Ablehnung im Abgeordnetenhaus gab Herr Schönstedt die Hoffnung auf das Zustandekommen des Gesetzes nicht auf. Er rechnete darauf, dass das Herrenhaus den Assessorenparagraphen wieder herstellen und dass sich dann im Abgeordnetenhaus doch noch eine Mehrheit dafür finden würde. Aus diesem Grunde wurde die Landtags-Session bis über Pfingsten hinaus ausgedehnt, was, nebenbei bemerkt, dem preussischen Staat eine hübsche Summe an Diäten kostet. In der That fand denn auch der Entwurf im Herrenhaus eine überaus freundliche Aufnahme. Wer noch nicht von der Gefährlichkeit des Gesetzes überzeugt ist, den wird die Lektüre des stenographischen Berichts der Sitzung vom 20. Mai, in welcher die Vorlage zur Berathung stand, eines Besseren belehren. Dem Kammergerichts-Präsidenten Drenkmann gebührt das grosse Verdienst, die wahre Natur des Assessorenparagraphen vor aller Welt enthüllt zu haben. „Ich habe von jeher die Ansicht vertreten“, äusserte sich Herr Drenkmann, „dass der Justizverwaltung das Recht der Auswahl unter denjenigen Assessoren, welche sich um ein Richteramt bewerben, zustehen muss, und dass diese Wahl nach Maassgabe aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte, nicht blos nach dem Gesichtspunkt der Intelligenz, der Moralität, sondern auch nach den durch die gesellschaftliche Stellung des Richters gebotenen Rücksichten erfolgen muss“. Im weiteren Verlauf seiner Rede konstatierte Herr Drenkmann, dass das gesellschaftliche Ansehen des Richters in allmählichem Herabsinken begriffen sei. Er verlangt von dem Richter „nicht blos das nöthige Maass von Intelligenz und die nöthige Moralität, sondern auch Takt und ein der Würde des Richters entsprechendes äusseres Auftreten“, und spricht die Meinung aus, dass die „besten Köpfe und die Söhne aus guten Familien gern dem Richteramt den Rücken kehren“, eine Ansicht, die durch die kürzlich von Dr. Huckert in No. 36 der „Sozialen Praxis“ veröffentlichte Statistik schlagend widerlegt wird.

In seiner Begeisterung stellte das Herrenhaus nach kurzer Debatte nicht nur den Assessorenparagraphen wieder her, sondern forderte auch die Regierung in Form einer Resolution auf, baldthunlichst geeignete Schritte zu thun, um eine Reform des Rechtsanwaltsstandes, insbesondere zum Zweck der Vermeidung der übermässigen Ansammlung von Rechtsanwälten in den Grossstädten, herbeizuführen.

Aber alle Bemühungen waren vergeblich; das Abgeordnetenhaus lehnte die Vorlage auch in der veränderten Gestalt ab, sie kehrte in verstümmelter Form an das Herrenhaus zurück, wo sie einfach unerledigt blieb, also ein noch kläglicheres Ende gefunden hat, als das Lehrerbesoldungs-Gesetz.

Das Lehrerbesoldungs-Gesetz und der Assessorenparagraph sind, jedes nach seiner Art, charakteristisch für die Beurtheilung unserer heutigen Zustände. Ersteres zeigt deutlich, dass der „Kulturstaat“ Preussen für die Erfüllung seiner wichtigsten Aufgabe, für die Pflege des Volksschulwesens, nach dem Ausspruch des Kultusministers Dr. Bosse des kostbarsten Juwels in der Krone, kein Geld übrig hat, und dass, wenn wirklich einmal ein kleiner Ansatz

zum Besseren gemacht wird, die Agrarier selbst bei dieser Gelegenheit etwas für sich herauszuschlagen suchen. Der Assessorenparagraph beweist, dass man in Preussen nach Möglichkeit bestrebt ist, die Gesetzgebung rückwärts zu revidiren, und dass die Interessen der „Edelsten und Besten“ stets dem Gemeinwohl vorangehen. Man hüte sich, aus dem Scheitern dieser Vorlage einen Schluss auf einen freiheitlichen Zug in den gesetzgebenden Körperschaften Preussens zu ziehen. Das auf Grund des Dreiklassenwahlsystems zusammengetretene Abgeordnetenhaus ist durch und durch reaktionär, und diese Eigenschaft trat bei der Ablehnung des Assessorenparagraphen nur scheinbar in den Hintergrund. Die Interessenwirthschaft machte sich hier ausnahmsweise einmal in einer anderen Richtung geltend, als es sonst der Fall zu sein pflegt.

John Henry Mackay als Novellist.

Von Willy Pastor in Charlottenburg.

Herbstnebel durchirren die Luft. Das ist die Zeit, wo die Gespenster am hellen Tag ihr Wesen treiben. Nichts Festes kann sich mehr halten. Himmel und Erde wogen ineinander. Die Körper schmelzen, und die Farben zerfliessen.

An solchen Tagen kann es kommen, dass einen die Grossstadt mit ihrem Lärm ängstigt wie ein Alptraum. Man sieht nicht mehr die Ursachen ihres ewigen Knatterns und Stampfens. Wagen, Menschen, Maschinen — alles hat sich aufgelöst in ein Chaos formlos gigantischer Gespenster. Gespenster, die auf uns zurollen, über uns wegdonnern könnten. Ein Unbehagen packt uns, das sich steigern kann zur entsetzlichen Angst. Dann hält es uns nicht mehr in dem Getöse. Wir entfliehen ihm so schnell wir können.

Und wenn es dann hinter uns liegt? Wenn weit draussen der letzte Vorstadtlärm ertrunken ist in einem Meer von Schweigen? . . . Ja, dann kann die einsame Stille uns noch fast enger das Herz schnüren, als vorher der Lärm. In der grauen Unendlichkeit erscheinen wir uns so winzig, so verloren, dass es uns beinah schwindelt. Es ist so todt um uns, so still. Am stieren Himmel rauscht etwas wie der schwere Flügelschlag der Reue. Die Herbstsonne starrt so müde in den Nebel, wie mit gebrochenem Blick — uns ist, wir gingen durch ein Tottenzimmer. Wir halten den Athem an und dampfen den Schritt.

Und dann taucht vielleicht ein armes Wesen vor uns auf, ein altes Holzweib oder ein blödsinniger Tagelöhner. Es trottet blöd an uns vorbei und fühlt nichts von Trauer und Melancholie. Aber uns ist plötzlich, es müsse furchtbar leiden. Ein unsägliches Mitleid durchwühlt uns. Wir möchten ihm die Last vom Rücken nehmen, möchten es zum Lachen bringen mit drolligen Geschichten, es in unsere Stube locken, wo es in dem Halblight jetzt so traulich sein muss, mit ihm die Schummerstunde verplaudern, mit ihm — ach, wer zählt die Wünsche alle auf!

Sie ist entsetzlich, diese Zeit, wo sie den Sommer zu Grabe bringen, und das grosse Sterben durch die Natur geht. Aus einem rathlos

tastenden Hin und Her wehmüthiger Erinnerungen und banger Ahnungen schleppen sich mühsam vage Wünsche auf, um in kranker Schläffheit gleich wieder hinzusinken. Als ob der Nebel, der alle Linien verwischt, sich über unser Denken schliche und alles Feste dort auflöste. Es fängt an in uns zu taumeln. Unser Ich verliert seinen Stolz. Alles gleitet auseinander, zergeht hilflos in etwas Allgemeines.

Wie die Grossnatur so unmittelbar uns packt, so herrisch uns ihr dumpf brütendes Leben aufzwingt, schnell in unserem Gehirn die lange Entwicklungskette zurück. In jene Zeit, da die Pflanze unfrei aus dem Boden ihre Kräfte sog; jene andere Zeit, da der Embryo mit offenen Adern im Mutterleib lag und schutzlos dem fremden Körper preisgegeben war. Der furchtbare Fluch der Unselbständigkeit und Ohnmacht trifft uns. Das ist der jähe Aufschrei des Mitleids, das uns dem ersten Bettler an die Brust werfen möchte: wir brauchen eine Stütze.

* * *

Weit hinten, irgendwo im Pommerschen haben sie Schnell als Schulmeister angestellt. Eine verschüchterte, unselbständige Natur, dieser Ortsschulmeister. Niemals hat er gewagt, hinter das grosse „Du sollst!“ ein „Warum?“ zu setzen. Sein Leben blieb ein ewiges Gehorchen. Willig liess er sich von den Pflichten und Pflichtchen des Tages von einem Jahre ins andere hetzen und sich ruhig Alles nehmen, was sein Dasein grösser, edler machen konnte.

Einmal nur schien es sich bessern zu wollen. Das war damals, als er noch Seminarist war in Berlin und als Privatlehrer an alle möglichen Thüren klopfte. Da hatte ihn Bergmann gefunden. Eine jener friedlosen Kainsnaturen, die der Zwiespalt zwischen dem Alleserkennen und dem Nichtskönnen zu grausamen Spöttern macht, und deren Freundschaft nur um solche Geister wirbt, die zu blöde sind, den Riss ihres Innern zu sehen. Schnell war Bergmanns einziger Freund. Durch ihn hatte der arme Schulmeister etwas von den Freuden der Welt kennen gelernt.

Aber freilich, das ist nun lange her. Sieben Jahre unterrichtet er nun schon seine pommerschen Rangen. Er ist Familienvater geworden. Neue Pflichten, und immer wieder neue. Das einzige schöne Bild seines Lebens verstaubt zur Unkenntlichkeit.

Da kommt eines Tages ein Brief aus Berlin. Ein mysteriöses Schreiben, das ihn mit grösster Besorgniss erfüllt für seinen Freund. Er kann ihm vielleicht noch helfen. Freilich, dann müsste er kurz und fest zugreifen. Eine grässliche Aufgabe für ihn. Aber wie sich bei den Gedanken an seinen Freund Erinnerung an Erinnerung in sein Gedächtniss drängt, entschliesst er sich zu dem Unerhörten. Er nimmt Urlaub und reist nach Berlin.

Nach zwei Tagen hat er die Leiche seines Freundes gefunden. —

Das der Inhalt eines höchst merkwürdigen Buches von J. H. Mackay. Wer von diesem Buch — sein Titel lautet „Die letzte Pflicht“ — nichts als den Inhalt kennt, könnte es leicht für ein Erzeugniss jenes sattem bekannten Bäderrealismus halten, der natürlich zu sein glaubt, wenn er die Natur kopirt. Die Art der Ausführung, rein äusserlich genommen,

scheint diese Annahme zu bestätigen. Mit reporterhafter Genauigkeit schildert Mackay alle die Orte, an die der pommersche Schulmeister auf der Suche nach seinem Freund hingeführt wird, und wo er in irgend eine Alltagsgesellschaft geräth, wird uns die Bekanntschaft keiner Null aus diesem Kreis erspart.

Und doch liegt hinter dieser trocknen Thatsächlichkeit, diesem nüchtern kalten Stil ein Etwas versteckt, das weit hinausgeht über den Nichtsalsrealismus. Wie wir den Schulmeister begleiten auf seiner Irrfahrt, von einer Gegend in die andere geworfen werden, und doch immer wieder an die alten Plätze zurückkommen, um uns rathlos zu fragen „Was nun?“ — ist das nicht grade, als träumten wir einen jener grässlichen Träume, wo wir in der Angst vor einer Gefahr laufen, dass uns der Schweiss ausbricht, und doch nicht von der Stelle kommen? Und dann, wenn wir am Ende Schnell still und ohne Bitterkeit zurückkehren sehen in seine alte Knechtschaft, als ob sich das so von selbst verstände, dann überschleicht uns eine Stimmung, so tief und wehmüthig, wie die Erinnerung an ein längst verwehtes banges Ereigniss. Sie ist nicht heiss und leidenschaftlich, diese Stimmung, aber sie erfasst doch den ganzen Menschen. Wie mit leichtem Nebel zieht sie sich über die Seele, und öffnet das Ohr für die stumme Klage, den unhörbar feinen Ton, der durch die graue Natur geht. Alles ist da nüchtern und kahl, wie eine Herbstlandschaft mit nackten Bäumen und verregneten Strassen. Und doch alles poetisch und stimmungstief, wie eben eine solche Landschaft.

Das Buch „Die letzte Pflicht“ ist bezeichnend für den Novellisten Mackay. Immer und immer wieder kommt er zurück auf jene Schlecht-Wetter-Stimmung, jene verzweifelt öde Monotonie des fallenden Regens. Als ob diese eine Stimmung, dieser Spleen des Geistes ihn Tag und Nacht verfolgte, als ob er nach immer neuen Gestalten suchen müsste, sich seiner zu befreien. Immer wieder differenzirt er es, in immer neuen Gestalten und Thaten lässt er es sich ausleben und -wachsen — und immer wieder scheint es über ihn zu kommen und ihn zu zwingen, daran zu saugen, sich an ihm allein zu nähren.

„Eine Geschichte ohne Handlung“ nennt Mackay „Die letzte Pflicht“. Geschichten ohne Handlung, das sind auch seine übrigen Novellen. Ohne Handlung — und ohne Helden. Denn diese Menschen von der Peripherie des Lebens sind keine Helden. Einmal in ihrem trostlosen Dasein haben sie verstoßen an den grossen Gütern der Menschheit genascht. Doch gleich danach sind sie scheu bei Seite geschlichen. Nie haben sie eine grosse Freude ganz ausgekostet, nie ganz die Treitmühle des Alltagslebens verlassen. Und doch werden wir warm für sie. Das Mitleid wird in uns wach, das unbarmherzige Mitleid, das uns am Herbstnachmittag beim Anblick eines Bettlers überkommt.

Da ist die Geschichte des alten Kaufmanns. „Da erinnerte er sich plötzlich . . .“ überschrieben. Sein Leben muss köstlich gewesen sein, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen. Und doch will keine Zufriedenheit über ihn kommen, als er nun am Abend seines Lebens sein Geschäft niederlegt und die grosse Bilanz seines Daseins zieht. Ein unbestimmtes

Gefühl plagt ihn. Irgend etwas muss ihm gefehlt haben im Leben. Es lässt ihm keine Ruhe, er sucht und sucht. Und da, eines Tages erinnert er sich. Eine vergessene Liebe kommt ihm in's Gedächtniss. Sie hat nur wenige Tage gedauert, aber mit flammender Schrift sich in seine Seele gebrannt. Ein wahnsinniger Wunsch reckt sich nun in ihm hoch: er muss sie wiedersehen! Ueber ein Menschenalter hat er nichts von ihr gehört, sie haben sich nie geschrieben, kannten sich kaum beim Namen, aber — er muss sie wiedersehen! Und er fährt in die fremde Stadt, wo er sie getroffen hatte. Er eilt an den Platz, wo sie sich das Stelldichein gegeben hatten. Am Weg erkennt er Alles wieder, und schon durchglüht ihn Hoffnung. Da, wie er den Platz vor sich sieht, kracht das Luftgebäude zusammen. Er stiert vor sich hin. Aber der Rationalist in ihm, der den Romantiker ein langes Leben durch beherrscht hat, siegt. Er fährt wieder nach Hause, an den Stammtisch der in Ehren ergrauten Freunde. „Allen fiel es in der nächsten Zeit auf, wie schnell er alterte. Sie sprachen zuweilen darüber und meinten, die gewohnte Beschäftigung fehle ihm.“

Auch hier wieder, überall diese trockene Aufzählung, diese platte Erzählungsmanier — und doch diese unsagbar tiefe Stimmung. Dann das Auftauchen der Erinnerung, erst ganz kurz und grell wie ein aufzuckendes Magnesiumlicht, dann allmählich aus dem Dunkel heraus formenkräftig und farbenglühend — wie innig traulich dies Bild mitten im grauen Einerlei jenes verdampften Lebens! Das ist der süsse Zauber, der sich durch unser kleines Zimmer dehnt, wenn draussen die Herbstnebel langsam sich auflösen in einen sinnig stillen Regen. Die ganze Welt wird so behaglich eng mit einmal, als ob sie warm und weich sich uns anschmiegte. Und wir fühlen uns so glücklich dabei, so abseits aller Verstimmung, wie damals, als wir noch Kinder waren, als wir am Samstag Nachmittag in einem Winkel des Spielzimmers uns ein kleines „Haus“ aufbauten, wo wir uns hineinkuschelten und alles Leid der Schule vergassen.

Und dieses ganze schöne Bild plötzlich verweht wie eine Lufterscheinung. Die nüchterne Wirklichkeit um uns, mit ihrem plumpen Fuss Alles niedertretend, was wir uns nahe fühlten. — —

* * *

Mackay, sagte ich, geht über den blossen Naturalismus hinaus. Er besitzt wohl die Fähigkeit, so gut wie irgend ein Naturalist wiederzugeben, was er sieht. Aber er will nicht die Wiedergabe, sondern die Auswahl. Das Auge des Beobachters ist bei ihm geleitet vom Blick des Künstlers. Was diesen Künstler aber anzieht, das ist jene Stimmung des schlechten Wetters, die nur in einer ganz feinen, ganz intimen Kunst zum Ausdruck kommen kann. Ein Temperament von wunderbarer Sensibilität für das Poetische im nüchternen Alltäglichen ist der Grundzug des Novellisten Mackay. Dieses Temperament aber — und hier beginnt der besondere Fall Mackay den Psychologen zu interessiren — wurde geweckt von einer der tiefsten Stimmungen unserer Zeit.

Es sind andere Sonnen, die den verschiedenen Zeiten leuchten. Die Sonne Homer's lacht uns so wenig wie die der Renaissance. Nichts

mehr von dem Silberlicht des Frühlingsmorgens, das alle Dinge so hell umblitzt, auf uns lastet die Schwere eines melancholischen Oktobershimmels.

Man halte Umschau in den Werken der modernen Kunst: Ueberall die trübe Schwermuth der grauen Nebel, vergräunte Züge und schmerzgehöhle Augen. Das legt sich bleiern über die Landschaften eines Raffaelli, Israels, Uhde, das klagt in der unendlichen Melodie Richard Wagners, das trauert in den Werken der russischen Dichter, wie Garschin, Tolstoi, Turgenjew, Dostojewski, und das ist der Lebensnerv jener grossen nordischen Künste, die das gesamte Kultureuropa so unwiderstehlich unter ihre müden Blicke zwang.

Man hat in dieser bedrückten, athembangen Stimmung Krankheit und Entartung sehen wollen. Das ist ein Irrthum. Es fehlt noch an einer klaren Vorstellung der Zentralkraft jener Stimmung: des Mitleids. Nietzsche, den das Problem am tiefsten bisher fasste, hat es sehr einseitig beurtheilt. Wenn es für ihn lediglich eine Preisgabe des Ichs, ein Minus, ein Symptom verarmenden Lebens ist, so vergisst er, dass an die Stelle, die frei wird durch die Preisgabe des Ichs, etwas Neues treten kann: dass wir fremde Welten lebendiger fühlen lernen, wenn das Mitleid uns aus dem engen Ich herausführt. Es mag ein Untertauchen bleiben, das Mitleid, aber es ist dann ein Untertauchen, das neue Schätze aus der Tiefe hebt. Buddha, Christus, F. v. Assisi „entäusserten sich selbst“: aber der Verlust wurde bei ihnen zum Gewinn.

So die Mitleidsstimmung der Gegenwart, die Erscheinungen zeitigte wie die Sozialdemokratie, den russischen Nihilismus, die Kunst des schlechten Wetters. Man hält heute Massenwahnkrankheiten vom Schlag der alten religiösen Bewegungen für ausgeschlossen. Keine Pandemie soll mehr die millionenfach zersplitterten Kräfte sammeln und in jähem Ausbruch entladen können. Aber sind die Schaaren der Arbeitslosen, wie sie in drei Welttheilen gleichzeitig sich in Glieder ordnen, nicht ein Symptom ähnlich den grossen Leidenszügen des Mittelalters, den Flagellanten, Todtentänzen und Wallfahrten? Und: hat die moderne Pandemie nicht bereits heute etwas von der wunderbaren Macht jener alten Leidenszüge, die alle Spötter am Weg willenlos mit weiter-schwemmte? Man sehe doch das Ende der tieferen Geister, die sich wehren möchten dagegen. Nietzsche, der das Sonnenwetter suchte, Maupassant, der sich sicher glaubte in einem Leben der Freude, Tolstoi, der noch bei Zeiten den Weg erkannte. Alles umsonst! Biegen oder Brechen. Schopenhauer behält Recht, und vor altindischer Mystik giebt es keine Rettung mehr. Mag man dem übermenschlichen Ich noch so feierlich zuschwören: am Ende siegt doch das Mitleid, die Nächstenliebe — die Schlecht-Wetter-Stimmung.

Kann der Psychologe der Gegenwart noch schwanken, wo er zu lauschen hat, will er das Ohr anlegen an das grosse Schweigen der Zeit? Ich wüsste nicht, welche interessanteren Fälle es für ihn gäbe, als die Beobachtung der Künstler, die sich bewähren als gute Medien für die Suggestionen jener seltsamen Stimmung. John Henry Mackay als Novellist gehört zu diesen Künstlern.

Rückblick auf die Sexualdebatte.

Es giebt wenige Gebiete, wo, selbst unter sonst hochgebildeten Menschen, eine solche Unklarheit und Begriffsverwirrung herrscht, wie auf dem sexuellen; das hat ja auch unsere Debatte zur Genüge ergeben. Da hält der eine die Prostitution, der zweite die Masturbation, der dritte die Pollution für das kleinste Uebel; ich erwartete nun nur noch Vertheidiger von Päderastie und Sodomie, der Vollständigkeit halber. Doch nein, das verbieten ja unsere Staatsgesetze. —

So verschieden alle diese Bethätigungen sind, eins haben sie gemeinsam, sie sind anormal. Diese Thatsache wird dadurch in nichts geändert, dass in gewissen Entwicklungsphasen der menschlichen Gesellschaft das Bewusstsein für die Abnormalität fast verloren gehen kann. So huldigten die erhabensten Sittenlehrer des klassischen Alterthums unangefochten der Knabenliebe, ebenso wie eine Sappho der lesbischen Liebe. So galt während des ganzen Mittelalters bis in die neuesten Zeiten die Prostitution als eine nothwendige und nützliche Staatseinrichtung. So beginnt man, scheint es, in der neuesten Zeit, wenigstens in gewissen sozialen Schichten, aus leicht erklärlichen, ökonomischen Gründen, sich für Onanie und Pollution zu erwärmen, die beide, in gleicher Weise, mehr wie Prostitution, Päderastie u. s. w. sich vom normalen Sexualleben, zu dem bekanntlich immer zwei Personen gehören, unterscheiden, unter sich dagegen nicht immer scharf zu trennen sind. („Halb zog sie ihn, halb sank er hin“).

Neben diesen Strömungen hat es glücklicher Weise aber auch nie an berufenen Verkündigern des grossen Evangeliums der Natur, der reinen, normalen, hingebenden Liebe, gefehlt. Grosse Dichter und Denker haben fast instinktiv immer wieder gemeint, dass durch keinerlei Surrogate einem jungen Menschenherzen das Bedürfniss befriedigt werde, das einen Romeo bewog, des Nachts in das Haus seiner Feinde zu schleichen, um seine Julia zu umarmen, das einen Leander den Tod in den Wellen finden liess: das Bedürfniss nach einem durch keinerlei ideelle oder materielle Scheidewand beschränkten Verkehr mit einem gleichgestimmten Wesen des anderen Geschlechts. Woher kommt dieser Geschlechtstrieb?

Ich weiss es jetzt nicht. Fragen wir lieber Herrn Dr. Bergmann: „Er ist . . . ursprünglich nur der Ausdruck . . . des Bedürfnisses, eine Entlastung der überfüllten und daher stockenden Blutgefässe des Unterleibes herbeizuführen.“ Sind diese Worte nicht Wasserstrahlen auf lodernde Flammen! Und dabei gehen sie noch von jemand aus, der seinem Vorgänger in der Debatte den Vorwurf macht, „einseitig animalisch-somatisch“ verfahren zu sein. Was kann es Animalischeres geben, als die versuchte Gleichstellung des Geschlechtsaktes mit der Defäcation? Und was Einseitigeres, als die Erklärung rein durch die angiophysiologische Theorie (die in den Gefässen das Wichtigste erblickt), welche doch seit einer Reihe von Dezennien auf der ganzen Linie der medizinischen Streitfragen der neurophysiologischen und zellularen Auffassung hat weichen müssen?

Wenn es schon verkehrt ist, beim Manne alles auf Rechnung der Ejaculation des Sperma zu setzen, so ist es geradezu verwunderlich, beim Weibe dieses Moment in der Entleerung der Bartholin'schen Drüsen zu finden. Das Sekret dieser Drüsen ist von ganz untergeordneter Bedeutung und dient lediglich dazu, das Terrain geschmeidig zu machen, und wird beim Beginn der Kohabitation, ja überhaupt im Anfang jeder intensiveren geschlechtlichen Aufregung ejaculirt. Die Entleerung der Hoden und Samenbläschen ist dagegen beim Manne

der Höhepunkt des Aktes, die Krisis des Dramas, wonach die Begierde aufhört, während sie beim Weibe erst nach der Ausstossung des Bertholin'schen Exkretes recht in die Höhe steigt.

Alle diese Drüsenentleerungen sind aber für die psychische Seite der Kohabitation nur sekundär. Wesentlich sind nur die Vorgänge im Nervensystem. Man kann sich das am einfachsten so vorstellen, dass gewisse Ganglienzellen allmählig durch das, was wir sexuelle Erregung nennen, so mit potentieller Ernergie gefüllt werden (vergleichbar der elektrischen Ladung einer Leydener Flasche), bis sie sich auf einmal entladen. Dies ist für beide Geschlechter dasselbe, ebenso wie die halbunwillkürlichen Bewegungen der Beinmuskulatur. Accidentell findet beim Manne dann noch die Spermaejaculation statt. Teleologisch aufgefasst ist letztere zwar die Hauptsache, physikalisch dagegen erst eine der eintretenden Folgen. Für das nervöse Centrum, für die Psyche ist die Entladung der für das Geschlechtsleben vorhandenen Ganglienzellen allein massgebend. Für den ganzen Körper tritt dann jener Umstand der absoluten Wunschlosigkeit ein, jene Krone des Geschlechtsaktes, jene reale Verkörperung des geträumten Nirvanas.

Diese Vorgänge sind allerdings „animalisch.“ Nichts wesentliches trennt hier den Menschen von den höheren Thieren. Auch das, was Herr Dr. Bergmann anführt, nicht: der Gegensatz zwischen der an eine bestimmte Jahreszeit gebundenen Brunst auf der einen Seite und der periodischen, über das ganze Jahr vertheilten Menstruation und Libido auf der andern. Denn nach neueren Forschungen haben mindestens die höheren Affen Menstruation und damit wohl auch über das ganze Jahr ausgedehnten Geschlechtsverkehr. Augenscheinlich hat sich letzteres Verhalten im Kampf ums Dasein nützlich erwiesen. Es scheint gewagt, es beschränken zu wollen.

Will man dies trotzdem, so beweise man zunächst die Möglichkeit einer solchen Beschränkung. Man müsste dazu Thierexperimente machen und sehen, ob durch geschickte Zuchtwahl eine Art auf ein niedrigeres Niveau des geschlechtlichen Bedürfnisses gebracht werden könne. Selbst wenn diese Versuche gelängen, dürften sie noch nicht ohne weiteres von der künstlichen Zuchtwahl auf die natürliche übertragen werden; denn es ist doch einleuchtend, dass, wenn keine künstlichen Kräfte obwalten, diejenigen Individuen, welche ein stärkeres sexuelles Bedürfniss haben, im allgemeinen mehr Nachkommen erzeugen, so dass eine natürliche Auswahl im Sinne der Verstärkung des Geschlechtstriebes stattfindet. Da jedoch der Fruchtbarkeits-Coefficient keine einfache mathematische Funktion des Geschlechtstriebes ist, so kann die Gesamtfruchtbarkeit abnehmen und trotzdem können innerhalb der beschränkten Nachkommenschaft die sexuell stärkeren Individuen jedesmal eine relativ grössere Kinderzahl ihr eigen nennen. Wir müssen also daraus das Paradoxon folgern: Der Geschlechtstrieb nimmt zu, selbst wenn die Fruchtbarkeit abnimmt, eine Thatsache, welche übrigens durch reife Kulturen, wie die des antiken Roms, des heutigen Frankreichs u. s. w., bestätigt wird.

Wenn man dieses weiss (und dies sollte jeder wissen), so nehmen sich Bestrebungen, wie sie theils im Anschluss an Malthus, theils an Tolstoi hervortreten, und die durch ethisch-soziale Kultur den Geschlechtstrieb vermindern wollen, recht naiv aus. Und wenn nun gar Herr Dr. Fischer die Möglichkeit eines solchen, für den Fortbestand der Rasse übrigens sehr gefährlichen Experimentes mit dem Hinweis auf die katholische Geistlichkeit beweisen will, so bedauert man, dass sich bei Matthäus Cap. 6 nicht auch noch eine Seligkeitspreisung findet: „Selig sind die Leichtgläubigen, denn ihrer ist ein schöner Wahn.“ Und was beweist solch ein Beispiel wie Bunsen und Döllinger, dessen Richtigkeit doch Niemand kontrolliren kann.

Ausser dieser statt der angeblich möglichen Schwächung sich ergebenden Stärkung des Geschlechtstriebes, gehen jedoch im Laufe der Entwicklung an demselben Veränderungen vor, die selbstverständlich parallel den ökonomisch-kulturellen stehen, und die wir ausser dem Zusammenhange mit diesen hier nicht gut besprechen können. Der Hauptzug dieser Entwicklung, wie überhaupt der ganzen Phylogenie, geht auf's Spezialisiren: Das Individuum hört auf, die Individuen des andern Geschlechts promiscue zu behandeln, sondert sie vielmehr nach einem sich geltend machenden ästhetischen Ideale. Damit gewinnt das Gehirn im Vergleich mit dem Rückenmark einen grösseren Einfluss auf die Funktionen des Unterleibes; wenn man will, kann man also, wie Herr Dr. Bergmann, von Gehirn-Kontrolle sprechen.

Durch sie werden die Triebe „veredelt“, will heissen modifizirt. Aber werden sie denn darum eingedämmt, „halb unterdrückt“? Nie und nimmer können sie das! Man kann das Wasser eines Flusses in andere Bahnen durch die Bodenkultur leiten, aber vorhanden bleibt es, irgendwo muss es hin; in seine Atome auflösen kann man es nicht. — Der Mensch kann über seinen Appetit frei schalten und walten in Bezug auf Qualität, Ort und Umstände seiner Nahrungsaufnahme. Wenn er sehr energisch ist, steht es ihm frei, gar nichts oder zu wenig zu essen. Aber dann stirbt er eben. Das Bedürfniss ist geblieben, trotz aller Anstrengungen der Psyche. So könnte manch einer bei grosser Anstrengung in Keuschheit leben resp. vegetiren; aber ob er dann frisch und gesund bliebe, ist eine andere Frage.

Und wäre denn überhaupt diese Selbstkasteiung ein Zeichen von Kultur, von Intelligenz? Herr Dr. Bergmann führt als Beispiel an, dass ein höchst zivilisirter Mensch lieber sterben als eine ihm nicht konvenirende Nahrung aufnehmen würde. Als Knabe hatte ich mir eine Raupenzucht angelegt; da es in der Grossstadt sehr schwierig war, immer gerade die ganz bestimmte, gewohnte Pflanze für jedes einzelne Thier frisch zu beschaffen, so versuchte ich es, die Thiere an eine von ihrem sonstigen Geschmack etwas abweichende Kost zu gewöhnen; manche gingen auch darauf ein und gediehen prächtig; andere jedoch rührten nichts an und gingen an Inanition jämmerlich zu Grunde. Herr Dr. Bergmann müsste letztere für höchst zivilisirt halten, mir erschienen sie thöricht. Erstere (multivoren) hatten eine grössere Anpassungsfähigkeit, sie verstanden es besser ihren auf eine ganz bestimmte Nahrung gerichteten Trieb mittels einer Art „Hirnkontrolle“ so zu modifiziren, dass er der veränderten Sachlage gerecht werde. Letztere dagegen verstanden ihren Trieb überhaupt nicht zu befriedigen; und die Folge blieb nicht aus.

Warum soll einer aus Liebeshunger nicht auch zu Grunde gehen oder wenigstens krank werden?

Darum, sagt Herr Dr. Bergmann, weil im Nothfall die Pollution, also die unfreiwillige Ejaculation eintritt.

Dieser Wickelkindmethode hat ja Heinz Starkenburg schon die richtige Werthung angedeihen lassen. Erwachsene zivilisirte Menschen werden es meist ebenso ungern dahin kommen lassen, wie zu einer unfreiwilligen Defäcation. Pardon! der Vergleich stammt von Herrn Dr. B.) Sie werden ihr Geschlechtsbedürfniss nach besten Kräften unter der „Gehirnkontrolle“ zu regeln suchen, ebenso wie sie an passendem Ort und zu passender Zeit ihre regelmässige Defäcation verrichten, nöthigen Falls sogar durch künstliche Abführmittel einer Autointoxication mit Ptomainen (Selbstvergiftung mit den chemischen Produkten der Fäulniss) vorbeugen. Wenn man, so wie Herr Dr. Bergmann, fordert, jeder solle seine Triebe möglichst unter die „Gehirnkontrolle“ stellen, so muss man doch gerade die Pollution als etwas unwillkürliches rein trieb-

haftes, unbewusstes, als bewusst-handelnder Mensch als höchst peinlich und deprimierend empfinden.

Aber auch vom eudämonistischen Standpunkte aus kommen wir zu demselben Resultat. Denn niemals geschieht die Pollution früh genug. Sie ist nur der äusserste Nothbehelf der geknechteten Natur. Wie aber der unfreiwilligen Defäcation erst Beschwerden vorangehen, so auch der unfreiwilligen Ejaculation. Schliesslich schafft sich die Natur auch hier Erleichterung. Aber die schlaflosen Nächte, die vorher gehen! Die Ethnologie hat nachgewiesen, dass aus der Furcht vor diesen die mittelalterliche Lehre von den Incubi und Succubi entstanden ist. Und wie ist es denn mit dem weiblichen Geschlecht? Das hat doch so zu sagen auch ein Recht auf Befriedigung seiner sexuellen Bedürfnisse! Soll es auch durch die Pollutionen befriedigt werden? Und soll es so bleiben, dass die unverhehelichten Mädchen in leichteren Fällen hysterisch, in schwereren aber irrsinnig werden, wie es jetzt laut Statistik in so erschrecklichem Maasse geschieht? Diese Thatfachen werden auch Herrn Dr. Fischer, der etwas Werth auf die Statistik zu legen scheint, bekannt sein! Ueber die Mönche und Nonnen weiss ich freilich wenig Bescheid, könnte mir aber ihre eventuelle Lebensdauer sehr wohl ganz anders erklären, als durch die Befolgung des Cölibats. Dass man aber die Athleten des Alterthums, gleich wie die Zuchthengste, eine Zeit lang durch Enthaltbarkeit trainirte, hat seinen Grund in derselben Erfahrung, warum man seine Muskeln erst ein paar Stunden ausruht, bevor man an die Besteigung eines steilen Berges geht. Man kann in beiden Fällen die Energie für kurze Zeit aufspeichern, dauernd jedoch niemals. Jeder weiss, dass Stubenhocker schwache Muskeln haben, wobei auf dem sexuellen Gebiete jedoch als erschwerendes Moment noch die schädliche Rückwirkung der allzulange aufgespeicherten Energie auf den Gesamtorganismus und besonders die nervösen Centralorgane hinzutritt.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint denn doch die Pollution in keiner Weise als Erlöserin, d. h. für den völlig Erwachsenen; Individuen, die mit einem Fuss noch in dem Pubertätsalter stehen, sind eben sexuelle Wickelkinder. Die Onanie der Erwachsenen natürlich braucht, vernünftig angewandt, wenigstens keine Qualen zu machen und kann rein somatisch mit dem Clymsa bei Opstipation (Verstopfung) verglichen werden. Sie ist freilich nur ein Surrogat, nichts Echtes; aber befindet sich der bewusst-handelnde Mensch nicht seinen blindschaltenden Trieben gegenüber in einer Nothlage? Niemand wird es für schön halten, wenn ein Abscess (Eiterbeule) von einem Chirurgen (einer, der das mit der Hand thut), geöffnet werden muss; aber für gewöhnlich ist es doch besser, als wenn man wartet, bis der Abscess von selbst platzt, was erst nach Tagen der Qual und mit der Gefahr, dass edle Theile angefressen werden, geschieht. Betrachtet man das pathologische Moment des Bestehens eines Abscesses für gegeben, so ist es Sache der Vernunft, dasselbe durch einen mechanischen Eingriff rechtzeitig zu entfernen. Unter normalen Verhältnissen wäre selbstverständlich ein solcher Eingriff die That eines Blödsinnigen.

Was sind denn nun normale Lebensverhältnisse für die Ausübung des Geschlechtsaktes? Und was für Zustände können wir als so anormal bezeichnen, dass das Eingreifen der Hand zu rechtfertigen wäre? Wohl-gemerkt, ich spreche nicht von den Fällen, wo das Seelenleben aus irgend welchen Ursachen bereits anormal ist, wie bei der grossen Menge der Päderasten, Sodomisten, Lustmördern etc.; diese gehörten nur in eine Zeitschrift für Psychiatrie oder gerichtliche Medizin. Sondern, ich spreche von den Fällen, wo Individuen mit noch unverdorbenem Körper und Geist in sozialen Zuständen leben, die von der Norm so abweichen, dass die Masturbation der einzige Aus-

weg ist. Es giebt zweifellos solche Zustände. So kann ich mir einen Robinson eines bestimmten Alters nur als Onanisten vorstellen. Und auch in unseren verwickelten Kulturverhältnissen mögen oft solche Zwangslagen eintreten, vornehmlich beim weiblichen Geschlecht, weshalb denn bei diesem die Onanie viel verbreiteter ist. Die grosse Mehrzahl der Männer hilft sich mit der Prostitution.

Ueber die Schäden dieser Einrichtung brauche ich wohl kein Wort zu verlieren; und doch ist sie, meine ich, unter den nöthigen Cautelen gegen Infektion, der Pollution und Onanie meist vorzuziehen. Wäre der Geschlechtsakt wirklich nur eine Ausstossung überflüssiger Materie aus den „Gefässen des Unterleibes“, so wäre es ja freilich ziemlich gleichgültig, ob diese Ejaculation des Nachts im einsamen Bette oder in der Kammer einer *puella publica* geschieht. Da sich jedoch, wie ich oben gezeigt habe, die Hauptsache an dem ganzen Vorgange im Nervensystem abspielt, so können wir es schlechterdings nicht übersehen, ob nicht die anscheinend nur geringfügige Abweichung von der Natur einen tiefgehenden Einfluss auf das ganze Seelenleben ausübt. Ich muss Herrn Dr. Martens und Herrn Dr. Fischer Recht geben, wenn sie nach unserm bisherigen Wissen sich nicht denken können, wieso eine mässige Masturbation schädlich wirken könne; unser bisheriges Wissen von der Naturgeschichte der menschlichen Seele ist aber eben noch so gering, dass man sich hüten muss, voreilige Schlüsse zu machen. Auch scheint es mir erwiesen zu sein, dass die Phantasie der Masturbanten in eigenthümliche Bahnen gelenkt wird; dass ferner der Körper sich im Laufe der Jahre so an die mechanischen Eingriffe gewöhnt, dass, wenn sich der Betreffende nun z. B. verheirathet, es längerer Zeit bedarf, bis eine normale Cohabitation möglich wird etc. Alledem kann man allerdings einwenden, dass das nur für extreme Fälle passe. Entschieden lässt sich die Frage heute vom physiologischen Standpunkt aus noch nicht. A priori kann man jedoch sagen, dass man in zweifelhaften Fällen immer den Weg einschlagen solle, der dem natürlich gegebenen am nächsten kommt. Und dazu gehören auf jeden Fall zwei Personen verschiedenen Geschlechtes.

So muss man also auf den Pfaden des Herrn Dr. Carpin wandeln und ein Vertheidiger der Prostitution werden? Man muss es, falls man die jetzige kapitalistische Form des Verkehrs der Geschlechter als gegeben und bis auf Weiteres in seiner Integrität als unerschütterlich hinnimmt. Thatsächlich besteht aber diese Integrität schon heute nicht mehr. Wir brauchen hier nicht zu warten auf den Sturz des Kapitalismus: Im sexuellen Leben kann sich der Einzelne mehr oder weniger seinen Wirkungen entziehen. Auch heute schon giebt es eine Anzahl Menschen aus beiden Geschlechtern, die, auch ohne verheirathet zu sein, in einem eingeschränkten Verkehr mit einem Individuum des anderen Geschlechtes stehen, das sie lieben und von dem sie geliebt werden. Sie anticipiren das sexuelle Leben der Zukunft. Aber ihre Zahl ist allerdings noch sehr gering. Die grosse Mehrzahl der ledigen Männer kann heute der Prostitution in irgend einer Form, welche sich natürlich nach ihrer ökonomischen Lage richtet, nicht entbehren, ebensowenig wie die grosse Mehrzahl der Mädchen der Onanie in irgend einer Form, wie uns Frau Hete bestätigt. Dass das zu ändern sei, ist klar. Frägt sich blos, wie? Dazu muss man sich zunächst sehr hüten, alles über einen Leisten schlagen zu wollen. Denn zunächst einmal verhalten sich die beiden Geschlechter sehr verschieden. Jedermann weiss, dass junge Mädchen sich zu einem ausser-ehelichen Geschlechtsverkehr viel schwerer entschliessen, als junge Leute. Diese Thatsache hat jedoch dreierlei verschiedene Gründe, die durcheinander zu mengen, sehr verkehrt wäre: den Einfluss der Erziehung, das spezi-

fisch weiblich-sexuelle Temperament und die Furcht vor der Schwangerschaft.

Erzogen wird freilich an den Knaben auch herum. Da diese Erziehung trotz des klassischen Gewandes doch im Ganzen im Sinne des Christenthums resp. Judenthums sich ergeht, so ist das Ideal, welches man der Jugend adressiren will, das der orientalischen Religionen, eine mystische Askese. Auf anderen Gebieten wird dieser Einfluss durch germanische Wehrhaftigkeit oder romanische Ritterlichkeit paralysirt, also dass manche der Lehren Jesu eigentlich nur noch als Curiosa mitgetheilt werden. Anders auf unserm Gebiete. Während im orientalischen Alterthume selbst, gegenüber dem sinnlich-phantastischen Naturell, das sich auf der Grundlage der Sklavenwirtschaft frei bethätigen konnte, antisexuelle Vorschriften ein ganz nützlichcs Gegengewicht bilden konnten, indem dann aus dem Zusammenwirken dieser beiden Kräfte eine brauchbare Diagonale entstand, werden sie, sobald sie auf den modernen Westeuropäer, der an sich im Grunde monogamisch beanlagt und beeinflusst wird, übertragen werden, auf einmal wörtlich und ernst genommen; wenigstens was aussereheliche, voreheliche und nacheheliche Enthaltsamkeit anlangt. Dieses an sich nicht immer durchzuführende Prinzip wird vollends unsinnig, wenn der Mann erst sehr spät, das Mädchen oft gar nicht zu heirathen in der Lage ist. Trotzdem gilt nach wie vor unsern Paedagogen jeder nicht von der Kirche oder dem Staate geweihte Coitus als Gipfel der Sünde. Allerdings ist andererseits dafür gesorgt, dass, wenigstens bei den Knaben, diese Lehren nicht allzu tief Wurzeln fassen. Warum dies bei den Mädchen weniger der Fall ist, ist hier nicht auseinander zu setzen. Die Thatsache steht fest, dass von den „höheren Töchtern“ nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil bis zu der Höhe des individuell-sittlichen Empfindens vorgedrungen ist, wie sie z. B. bei sehr vielen geweckten Arbeiterinnen zu finden ist.

Und doch wäre es wohl eine einseitige Auffassung, wollte man die allbekannte Prüderie der Mädchen lediglich auf soziale Ursachen zurückführen. Auch psycho-physiologische Gründe spielen aller Wahrscheinlichkeit nach dabei mit. Es ist dies ein noch ganz dunkles Gebiet, und erst ganz wenige exakte Thatsachen geben uns einen Fingerzeig. So hat man bereits bei einigen Thierarten, insbesondere bei den Hunden, beobachtet, dass das Weibchen sich erst eine Weile spreizt, ehe es das Männchen zulässt. Ähnliches Verhalten zeigen viele Naturvölker, obwohl bei ihnen von irgend welchen sittlichen Bedenken nicht die Rede ist, und auch die Furcht vor den Geburtswunden wegen der Weite ihres Beckens auszuschliessen ist. Die Erklärung hierfür hat man in der Thatsache gesucht, dass in der heissen Zone das Weib eine durchschnittlich viel geringere Erregung bei der Cohabitation zeigt, wie der Mann, und dieselbe nur als eine durch den Volksgebrauch geheiligte Prozedur über sich ergehen lässt. Anderswo dagegen schlagen die Frauen aus ihrer Fischblütigkeit Kapital und lassen sich jeden einzelnen, auch den ehelichen Coitus in baarem Gelde bezahlen. Sehr falsch wäre es jedoch, daraus den Schluss ziehen zu wollen, das Weib hätte auch nur in diesen Fällen geringere sexuelle Bedürfnisse. Es hat auch hier durchschnittlich dasselbe Bedürfniss, nur die Art und Weise, wie dasselbe am Besten befriedigt wird, ist nicht ganz analog dem Manne. Und zwar kann diese Abweichung nach zwei Richtungen hin geschehen. Entweder das Weib empfindet schon bei dem intimen Zusammensein mit einem Manne ohne eigentlichen Geschlechtsakt eine annähernd gleiche Befriedigung wie bei demselben; dann verhindert es denselben aus Bequemlichkeit. Dies ist ein weit verbreiteter Unfug und führt zusammen mit den anderen antisexuellen Motiven dazu, dass viele Mädchen sich nicht entblöden Wochen, Monate oder gar Jahre lang mit ihrem Liebhaber in solchem

unvollkommenen und darum doch um nichts weniger indecenten Verkehr zu stehen, wodurch dann natürlich das Nervensystem beider, vornehmlich aber des Mannes, aufs Gründlichste zerrüttet wird. (Etwas ganz Analoges, wenn auch theilweise auf anderen Beweggründen beruhend, erfolgt bei den langen „Verlobungen“ des honneten Mittelstandes inkl. der Beamten- und Offizierskreise, wie sie von Hartleben in seiner „Erziehung zur Ehe“ so treffend gegeißelt werden.) Der entgegengesetzte Naturfehler findet dort statt, wo das Weib dann, wenn der Mann seiner Natur entsprechend den Coitus regelrecht ausführt, noch nicht völlig befriedigt wird, sondern dazu stärkere Erregung nöthig hat. Bei rohen Völkern führt dies dazu, dass auf Wunsch des weiblichen Geschlechtes sich die Männer gewisser, schmerzhafter Operationen unterziehen müssen, nach deren Ausheilung eine viel stärkere Reizung der weiblichen Organe beim Coitus stattfindet. Bei zivilisirten Völkern jedoch, wo dies nicht angängig ist, ist auch in solchen Fällen das Weib der Cohabitation abgeneigt, weil es ja dadurch nicht befriedigt, sondern nur aufgeregt wird. In beiden Extremen also, mag die Entladung der sexuellen Energie bei einem Weibe zu spät oder zu früh eintreten, verhindert es den Zweck der Umarmung. Nun brauchen freilich diese Hemmungsmotive nicht bewusst zu sein, sondern können sich, da die abweichenden Konstitutionen sich natürlich vererben, als anti-sexuelle Instinkte von Generation zu Generation bei den Frauen einer Familie oder einer Rasse fortpflanzen. Wenn also Herr Dr. Bergmann mit Tolstoi annimmt, dass, auch abgesehen von der Erziehung, bei vielen Mädchen und Frauen ein geheimer Widerwille gegen den Coitus existirt, so muss ich ihm vollkommen Recht geben; nur in der Wirkung derselben stehe ich auf diametral entgegengesetztem Standpunkte. Auf keinen Fall aber finden sie sich bei allen Jungfrauen, wie denn überhaupt alles das, was ich unter dem Namen sexuelles Temperament zusammenfassen möchte, gerade beim weiblichen Geschlechte individuell ungeheuer verschieden ist.

Den grössten Einfluss aber hat doch wohl die Furcht vor der Schwangerschaft. Diese wird auch durch das, was uns Heinz Starkenburg anführt, wohl nicht beseitigt werden. Mir ist wenigstens noch kein Mädchen bekannt, das sich, um eine soziale Vorkämpferin zu werden, grvida machen liesse. Wenn es solche giebt, alle Achtung! Aber wir müssen doch damit rechnen, dass die meisten Mädchen weniger heroisch sind. Etwas anders ist es, wenn eine lebenslängliche Verbindung durch gegenseitiges Wort geschlossen ist; da wird dann wohl jedes freidenkende Mädchen gern von ihrem Wahlgatten ein Pfand der Liebe zur Welt bringen wollen auch ohne Erlaubniss von Staat oder Kirche. Bei einem Verkehr jedoch, von dem man noch nicht weiss, wie lange er dauern wird, wird das Mädchen eine Gravidität vermeiden wollen. Ihr eine solche ohne ihren Willen beizubringen, halte ich schon allein aus Rücksicht auf das Kind, für unstatthaft. Bleibt der präventive Geschlechtsverkehr. Nun hat „Frau Hete“ gegen denselben mit einem gewissen Rechte geeifert; sie hat jedoch dabei vergessen, dass es sehr verschiedene Formen desselben giebt. Zu verurtheilen ist jedenfalls der leider so gebräuchliche coitus interruptus wegen seiner schädlichen Wirkung auf das Nervensystem. Aber die Mittel sind ja so zahlreich wie der Sand am Meer, jedes Volk, jede Zeit, jede Gesellschaftsklasse hat ihre eigenen Methoden. Von dem Gebrauch mancher roher Völker, beim Manne oder auch beim Weibe zu diesem Zwecke erst eine reparable oder irreparable Operation vorzunehmen bis zum Mensingschen Pessar ist ein weiter Weg und ich kann versichern, dass es Arten und Weisen giebt, die auch das feinfühligste Mädchen nicht zu verletzen brauchen. Da diese Mittel jedoch meist unbekannt sind, so entspringt aus dieser Furcht vor den Folgen ein weiterer Faktor für die verschiedene Stellungnahme beider Geschlechter zum sexuellen Problem.

Aber auch wenn man die Männer für sich betrachtet, muss man sich hüten, zu schematisiren. Denn da die sexuelle Erregung eine animale Lebensfunktion wie jede andere ist, hängt sie aufs innigste mit dem gesamten Stoffwechsel des Individuums zusammen. Dieser aber ist einmal von der Konstitution, dann aber vor allem von der Nahrungs- und Sauerstoff-Zufuhr abhängig. So richtet sich das sexuelle Bedürfniss jedes Einzelnen nicht nur nach seinem angeborenen Temperamente, sondern auch nach seiner ganzen Lebensgewohnheit, insbesondere aber Ernährungsweise. Zwar fehlen auch hier noch meines Wissens die ersten Untersuchungen. Doch kann man wohl sagen, dass mit der Menge des genossenen Eiweisses und Fettes die mit mässiger Bewegung an frischer Luft die Erregung der sexuellen Centren am intensivsten und häufigsten eintritt.

Von weiterem Einflusse ist der Alkohol. Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass durch einen mässigen Genuss dieses Stimulans alle Lebensfunktionen, besonders aber die, welche unter einem direkten Einfluss der nervösen Zentralorgane stehen, was man so „höhere Funktionen“ zu nennen pflegt, gesteigert werden; so auch das Geschlechtsbedürfniss. Bei übermässigem Gebrauch des Alkohols jedoch, und zwar sowohl bei einmaligem, exzessiven, als auch bei habituellem, tritt eine Art Parese aller zerebralen und spinalen Zentren, also auch derer für den Geschlechtsakt, auf. Nur so ist es z. B. zu erklären, dass die Akademiker kleinerer Universitätsstädte sich trotz ihrer Abgeschlossenheit vom Weibe verhältnissmässig so wohl bei ihrem Biere oder Weine befinden.

Weitere Faktoren sind körperliche oder geistige Arbeit, ökonomische Lage, Welt- und Lebensauffassung u. s. w. Doch würde uns das hier zu weit führen. Jeder muss schon einsehen, dass bei so verschiedenen Einflüssen auch das Resultat verschieden sein muss. Daher muss man sich hüten, das Geschlechtsleben anderer nur immer mit den eigenen Augen anzuschauen. Jemand, der mit einer starken Sinnlichkeit begabt ist, ist gar zu leicht geneigt, verächtlich auf den „Stubenhocker“ herabzublicken; er soll aber sich erst mal erkundigen, ob derselbe auch sein Stück Fleisch zu Mittag zu essen hat. Und umgekehrt soll der sexuelle Abstinente bei Beurtheilung von „Ausschweifungen“ anderer bedenken, dass es vielleicht schlimm mit der Zukunft stände, wenn alle so wären wie er.

Also Toleranz, nach beiden Richtungen! Wie sagt doch Richard Dehmel einmal? „Im übrigen, verehrte Freundin, lasse ich auch in Sachen des Unterleibes jeden nach seiner Façon selig werden.“

Auf jeden Fall müssen wir diesem Satze zustimmen, so weit es sich um die Quantität, d. h. die Häufigkeit des geschlechtlichen Verkehrs handelt; da muss ein Jeder nach seiner Natur verfahren, wenn er sich wohl fühlen will. Aber in Bezug auf die Qualität liegt die Sache doch etwas anders. Hier müssen wir doch mit allen Kräften darnach streben, überall dem normalen Geschlechtsleben (im rechten Alter und mit gegenseitiger Liebe) Geltung zu verschaffen, wie dies ja auch Heinz Starkenburg fordert. Wenn derselbe nun noch verlangt, dass beide Kontrahenten derselben Gesellschaftsklasse angehören sollen, so halte ich dies nicht unbedingt für erforderlich. Im allgemeinen wird sich ja freilich die Starkenburg'sche Forderung mit der meinigen „der gegenseitigen Liebe“ decken. Dagegen müssen wir der Pollution, Onanie und Prostitution das Wasser allmählich abzugraben suchen. Dafür müssen wir unter den Mädchen für rückhaltslose Aufklärung sorgen, bei den Männern aber für eine ästhetische Kultur; nicht indem wir eine Gesellschaft dafür gründen; unsere Gesellschaft seien alle Sozialisten und alle, die wir noch dazu zu machen hoffen. Und zwar müssen wir diese Kultur sowohl an uns

selbst, wie an den andern betreiben. Uns und andern machen wir klar, dass wir denn doch wohl noch ein Schönheitsideal und eine Liebessehnsucht in der Seele tragen. Und wer es verloren hat, der gehe in die Museen und Kunstausstellungen, der lese die Gedichte eines Goethe, eines Heine, lasse sich auf dem Theater einen „Romeo und Julia“, einen „Faust“ oder eine „Jugend“ vorspielen, oder er höre die Klänge eines „Ständchens“ oder eines „Tristan“ — und wenn er dann doch noch zu einer Prostituirten gehen sollte, so wird er einen gehörigen Katzenjammer bekommen.

Und wenn man dann ein Mädchen gefunden hat, das man liebt und mit dem man in geistigen Verkehr tritt, dann warte man nicht die vielen Jahre, bis man selbst eine einträgliche Stellung gewonnen und das Mädchen ihre Jugendfrische verloren hat, dann verheimliche man nicht feige seine Ansichten über das Geschlechtsleben, dann kläre man sie auf über das, was natürlich, und das, was kapitalistisch ist. Die Antwort, die das Mädchen schliesslich geben wird, wird zeigen, ob man auch wirklich eine passende, freidenkende Lebensgefährtin gefunden hat.

Das heisst, sexuelle Triebe durch aesthische Kultur veredeln!
Ch. Kalk.

Auf Hausmeierei.

(Erlebnisse eines deutschen Philologen in Preussisch-Polen.)

Von Dr. A. Winter in Breslau.

Einer meiner besten Freunde, ein, ich darf wohl jetzt sagen, ehemaliger Philologe — denn lange ist es noch nicht her, dass er die Schulmeisterei an den Nagel hing — hatte u. A. auch das Unglück, Hauslehrer werden zu müssen. Er wurde nach der preussischen Polakei verschlagen. Seine Erlebnisse in einem Schlachzizenhause, die er mir während seiner Hauslehrerei brieflich und später mündlich mittheilte, sind vielleicht werth, als ein kleiner Beitrag zum Thema: „Besitz und Bildung“ veröffentlicht zu werden. Lassen wir ihm selbst das Wort:

Nach der Beendigung meines Probejahres, während dessen ich mich leidlich über Wasser gehalten hatte, stand ich wieder einmal vis-à-vis de rien; bis zur definitiven Anstellung konnten noch gut zehn, vielleicht gar zwölf oder noch mehr Jahre vergehen. Also stand mir wieder „die ganze Welt offen“, was sollte ich thun? Mich durch Stundengeben durchzuschlagen, schien mir ein allzu hartes Loos; was der stud. und cand. phil. ohne Murren hatte ertragen müssen, wollte dem Dr. phil. und Titularoberlehrer nicht mehr passen. Als Unterrichtsarbeiter in eine Presse oder in eine ähnliche Lehrfabrik einzutreten, dazu fühlte ich noch weniger Neigung. Da blieb mir denn als tertium, da ich mich von der Schriftstellerei zu leben noch nicht getraute, nichts anderes übrig, als mich nach einer Hausmeierei, hochdeutsch: Hauslehrerstelle, umzusehen. Ausser der Versorgung für den Augenblick hoffte ich von einer solchen Stelle vor Allem, dass sie mir Zeit zu historischen und sozialwissenschaftlichen Studien geben sollte. Schon längst hatte ich vor, den Sattel zu wechseln; bei meinen Anschauungen, besonders in Religion und

Politik, hielt ich es für einen Verrath in den eigenen Grundsätzen, mich dem Gewissenszwange zu unterwerfen, der nun einmal auf Philologen im Amte lastet.

Bald hatte ich etwas gefunden, was meinen Erwartungen zu entsprechen schien. Nach einer Annonce in der „Schlesischen Zeitung“ wurde von Herrn Adam von Luhewicz auf Rupasewo bei Strzalkowice für einen neun-jährigen Knaben ein Hauslehrer gesucht. Ich bot mich an, erklärte aber, die Stelle nur in dem Falle annehmen zu können, dass mir täglich einige Stunden freie Zeit für eigene Arbeiten übrig blieben. Herr von Luhewicz war mit meinem Angebot einverstanden; unter der Bedingung, dass ich ihm in der Erledigung seiner deutschen Korrespondenz — das Polnische besorge er selbst — behilflich sei, wollte er mich engagiren. Dass er im Deutschen schwach war, bewies deutlich sein in gebrochenem Deutsch geschriebener Brief. Bei einer kurzen persönlichen Besprechung in Breslau wurde die Sache geregelt: ich nahm an und wollte am 1. April 189. antreten.

Rupasewo liegt direkt an der russischen Grenze. Um Land und Leute etwas kennen zu lernen, aber auch wegen unbedingt nothwendiger „Sparsamkeit“ fuhr ich vierter Klasse. Es war gerade die Zeit, da die Sachsergänger aus ihrer Heimath abzogen; zu Hunderten belagerten sie die grösseren Bahnhöfe, wie Schafe wurden sie in besonders für sie bereit gehaltene Wagen vierter Klasse und in Viehwagen untergebracht, bezahlten sie doch auch nur die Hälfte des Fahrpreises vierter Klasse; dass man mit dieser Fahrpreisverbilligung im Grunde nicht ihnen selbst, sondern den Rübenbaronen in Schlesien und Sachsen einen Gefallen erwies, verstanden sie freilich nicht. In W., von wo aus ich mit der Klingenbahn fahren musste, hatte ich zwei Stunden Aufenthalt. Der Ort, ein Städtchen von fast 5000 Einwohnern, bot wenig Sehenswürdiges; höchstens das Schloss des ehemals bekannten Grafen Poniński konnte einem imponiren, des Mannes, der es verstand, drei Orden von sehr verschiedener Herkunft auf seiner edlen Brust zu vereinigen: den päpstlichen Christusorden, den Hohenzollern'schen Hausorden und einen Ehrenorden aus dem 1831er polnischen Aufstande.

Von W. bis Strzalkowice fuhr ich dritter Klasse, also halbwegs „standesgemäss“. Auf dem sogenannten Bahnhofe in Strzalkowice, von dem ich abgeholt werden sollte, sah ich ausser dem eidottergelben Wagen der kaiserl. Reichspost nur eine recht elende Britschka, die mit Ackerpferden bespannt war, und auf der als Rosselenker ein blöde aussehender flachshaariger Bursche sass. Ich nahm an, dass dieses Fuhrwerk für mich bestimmt sei, und richtete eine diesbezügliche Frage an den Burschen. Er erwiderte mir zwar auf polnisch etwas, was ich jedoch nicht verstehen konnte; aber als ich trotzdem Miene machte, das Fahrzeug zu erklettern, schien er nichts dagegen zu haben, und so machte ich es mir, in der Hoffnung, vor die rechte Schmiede zu kommen, mit meinem Gepäck auf der Britschka bequem. Dieser Wagen war augenscheinlich das Produkt eines Gutstellers und -Schmiedes aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Federn waren damals noch Luxus, ebenso Sitzpolster, diese hatte man jetzt nicht ungeschickter Weise durch fest zusammengebundene Strohbinden ersetzt, über die eine Pferdedecke gebreitet war. Der Weg war sandig; auf kurze Strecken aber unterbrachen wild herumliegende Steine, sogenannte Katzenköpfe, den glatten Lauf der Britschka, die dann

einige, nur für starke Nerven berechnete Luftsprünge machte; die Pferde waren in russischer Art geschirrt.

Nach einer glücklicherweise nur halbstündigen Fahrt hielten wir vor dem Schlosse in Rupasewo; dieses Schloss war eine leibhaftige Verkörperung der alten und der neuen Zeit zugleich; ein altes Bauernhaus, der ehemalige Schlachzizenbau, hatte offenbar den Ansprüchen der jetzigen Generation nicht mehr genügt, und so hatte man an das alte Haus eine Villa angebaut, wie sie in den Vorstädten unserer Grossstädte stehen, hier wie dort als steinerne Zeichen der sozialen Scheidung zwischen Herren und Sklaven.

Nach langem Klingeln öffnete mir ein schmutziger und verschlafen aussehender Diener, der mir in gebrochenem Deutsch zu verstehen gab, das Pan Luhewicz*) nicht anwesend sei, dass mich aber die Pani (gnädige Frau) empfangen wolle. Pani Adamowa Luhewicz war eine grosse Frau mit einem nicht uninteressanten Gesicht, wildem, schwarzem Haar und schönen schwarzen Augen, nur war sie etwas allzu hager. Deutsch sprach sie recht mangelhaft. Mein zukünftiger Schüler, den ich bald kennen lernte, hiess Sigusch**); er war ein überzarter blasser Junge, an dem man jedes blaue Aederchen sah. Wie ich bald sah, war er das unschuldige Opfer einer zimperlichen Erziehung; infolge der Verzärtelung war er schwächlich geblieben und kränklich geworden, und diese Schwäche und Zartheit waren wiederum die Ursachen neuer und fortgesetzter Verzärtelung. Janinka***), Sigusch's Schwester, mit der ich jedoch nichts zu thun haben sollte, ein ungefähr sechsjähriges, allerliebstes Mädchen, schien in allen das Gegentheil ihres Bruders zu sein; wie ich indess bald erfuhr, fingen auch bei ihr die Wirkungen einer verzärtelten Erziehung sich zu zeigen an. Ausserdem lernte ich meinen Vorgänger im Amte, einen Herrn von Raczyński, kennen, der mir den Schüler nach einer kurzen Prüfung übergab. Sigusch's Leistungen im Rechnen genügten allenfalls, im Deutschen waren sie sehr schwach. Sigusch hatte bisher nur im Unterrichte und von seinem sechsten bis zu seinem achten Jahre mit einer deutschen Bonne deutsch gesprochen; im Uebrigen herrschte im ganzen Hause die polnische Sprache. Meine Hauptaufgabe war demnach, den Jungen deutsch sprechen und schreiben zu lehren. Herr von Raczyński hatte, wie ich später hörte, Philologie studirt, war im Staatsexamen durchgefallen, hatte dann das Mittelschullehrerexamen mit Ach und Krach bestanden, und auch eine ziemlich gute Stellung in Gnesen erhalten. Wegen maasslosen Kneipens hatte man ihm den Laufpass gegeben, und nun zog er schon seit mehreren Jahren von Edelhof zu Edelhof, um eingebildeten Schlachzizen ihre ungebildeten Kinder zu erziehen. Eine schwere Aufgabe für einen Alkoholiker! Sein gänzlicher Mangel an geistigen Interessen und die Eintönigkeit des Hauslehrerlebens auf dem Lande hatte ihn längst zum stillen Suff getrieben; sein ewiger Durst und die unangenehmen Folgen seiner Löschung waren auch jetzt wieder die Gründe seiner Entlassung. Er war ein Entgleister, wer weiss, ob er nicht schon irgendwo als Wrack liegt. Herr von Raczyński

*) Herr Luhewicz; die Polen haben in ihrer Sprache keine unserem „von“ entsprechende Adelsbezeichnung.

**) Koseform für Sigmund.

***) Koseform für Johanna.

war übrigens bereits der vierte Lehrer des neunjährigen Sigusch. Zuerst hatte ihn der Elementarlehrer eines Nachbardorfes unterrichtet, dann ein alter polnischer Elementarlehrer, den die Behörde vorzeitig pensionirt hatte, und der jetzt als Stundenlehrer und Dolmetscher in W. lebte. Der dritte war ein akademisch gebildeter, aber bei Gelegenheit des letzten Polenaufstandes aus der Carrière geworfener polnischer Philologe gewesen, ein, wie ich ihn später kennen lernte, recht gediegener Mann, dem die polnischen Adeligen den Dank für die ehemals so tapfer bewiesene polnische Gesinnung dadurch bewiesen, dass sie ihn mit guten Hauslehrerstellungen versorgten. Ich war demnach bereits der fünfte. Kein gutes Omen!

Herr von Raczyński führte mich in sein, jetzt mein Zimmer. Der Weg dahin war nicht kurz und nicht bequem; wir mussten aus dem neuen Anbau in den Oberstock des alten Hauses und kamen dabei vom Esszimmer aus durch genau sieben Thüren, drei Stuben, zwei Hausflure, drei dunkle Vorräume und Corridore und über zwei Treppen, von denen die eine abwärts, die zweite aufwärts führte; und das war noch der kürzeste Weg. Unterwegs schon machte ich allerlei Beobachtungen. Bereits in den herrschaftlichen Zimmern war mir eine gewisse Unsauberkeit aufgefallen; besonders auf dem grossen Bechsteinflügel zeugten tausende von kleinen Punkten davon, dass es hier sehr viel Fliegen gab, und dass man die Spuren ihres Daseins zu verwischen für durchaus überflüssig hielt. Wie erstaunte ich aber erst, als ich in einen küchenartigen Raum kam, in dem Koch, Diener und Dienstmädchen tagsüber sich aufhielten. Hier startete alles von Schmutz, der Fussboden, die Wände, die überall herumhängenden und liegenden Geräthe, die in dieser Küche hantirenden Leute. Die Mädchen trugen polnische Tracht, eine bunte Jacke, einen bunten Rock mit einem rothen oder blauen Streifen, und mochten Sonntags ganz gut aussehen; ich aber war Sonnabends gekommen, sah also nur noch die letzten Spuren der Schönheiten der Nationaltracht. Mädchen und Frauen gingen barfuss oder höchstens barfuss in Holzpantoffeln. Ein Muster eines schmierigen Kerls war der Koch, den ich mehr an der Form als der Farbe seiner Jacke, Schürze und Mütze erkannte. Es sollte noch besser kommen. Unmittelbar unter der erwähnten Treppe war ein äusserst primitives Häuschen, eine Art Nachtwächterhäuschen, angebracht, es war ein für die herrschaftlichen Gäste, deren Zimmer von dieser Halle aus betreten wurden, bestimmtes — Closet! Ich sollte also unmittelbar über diesem Gemächlein wohnen, das konnte ja ab und zu recht starke Gentisse für mein Riechorgan geben, zumal da dem Häuschen jedes Dach fehlte. Um es unschädlich zu machen, verschloss ich es schon am nächsten Tage mit dem zufällig im Schlüsselloch steckenden Schlüssel ganz sorgfältig und versenkte ihn in den Hofteich, da, wo er am tiefsten zu sein schien.

Wir kraxelten endlich mühsam die Treppe hinauf und betraten durch eine wackelige Thür meine Stube. Es roch noch frisch nach Kalk und Firniss, ein feuchter Dunst erfüllte den kleinen Raum, der eher zu einer Rumpelkammer, als zu einem Wohn- und Schlafzimmer geeignet war. Es war ziemlich dunkel darin, die zwei Fenster waren nur etwas erweiterte Dachluken. Der Fussboden ächzte unter unseren Schritten, er war an der Thürseite bedeutend tiefer als an der gegenüberliegenden, die ganze Stube war „coupirtes Terrain“. Die wenigen Möbel, Tisch, Schrank und Bett neigten

sich der Mitte der Stube zu. Tapeten, Gardinen und Sopha, Dinge, an die Kulturmenschen nun einmal gewöhnt sind, gab es nicht; die Wascheinrichtung bestand aus einem wenig klassischen Dreifuss, einem Gestell, wie ich es als Student immer bei schlechten Wirthinnen gefunden hatte; das eine Handtuch hing an einem starken, einfach in die Wand getriebenen Eisennagel. Kurz und gut, meine Stube war recht elend!

Ich wusste jetzt, woran ich war: ich sollte akademisch gebildeter Diensthote sein. Ich überlegte, auf einem der beiden wackeligen Stühle sitzend. Sollte ich überhaupt hier bleiben, oder sollte ich sofort, sei es auch mit der Britschka, wieder nach Strzalkowice und von da mit dem ersten besten Zuge nach Breslau fahren? Leider durfte ich nicht thun, was ich wollte, denn eine *vis maior*, vielmehr die *vis omnium maxima*, die Geldnoth, zwang mich, es doch mit dem Dableiben zu versuchen. Auch Herr von Raczynski sprach mir Muth zu; der hatte gut reden, er war an polnische Verhältnisse gewöhnt, und die Art der Wohnung war ihm furchtbar gleichgültig, wenn er nur seinen Wutki hatte.

Am Abend kam Herr von Luhewicz nach Hause, wir trafen uns beim Abendbrod. Die Unterhaltung wurde grösstentheils deutsch geführt; mit den Kindern, die sich sehr unartig benahmen, und dem aufwartenden Diener sprach man polnisch. Wir sprachen über alles Mögliche, das *ceterum censeo* des Hausherrn waren agrarische Schmerzen und, bei einem Polen mir etwas Neues, ein Loblied auf Bismarck. So sehr hatten schon wirthschaftliche Besorgnisse die nationalpolnischen Gefühle unterdrückt! Herr von Luhewicz gefiel mir im ganzen nicht übel; wenigstens an diesem Abende merkte ich noch nichts davon, dass er gegen mich den Pan und Schlachzizen herausbeissen wollte. Dass er allerdings in der Anrede immer zu vergessen schien, dass ich promovirt war, fiel mir noch nicht auf; als er aber am nächsten Tage bei einer Vorstellung das Dr. vor meinem Namen gewissermaassen so betonte, als ob er zeigen wollte, dass er sich sogar einen Dr. phil. als Hauslehrer halten könne, dann aber doch wieder diese Buchstaben vergass, merkte ich, dass er es mit Absicht that; schmerzen konnte mich das allerdings nicht.

Im schiefen Bett — die tiefe Seite war unglücklicher Weise die äussere — schlief oder schlief ich vielmehr nicht die erste Nacht in meiner Dachkammer in Rupasewo. Denn bereits um 2 Uhr früh begann die Arbeit in der nur wenige Meter von meinem Zimmer entfernten Brennerei. Das Schnauben und Stossen einer Dampfmaschine in so grosser Nähe war ich noch nicht gewohnt.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Herr von Luhewicz lud mich ein, mit nach dem benachbarten Skraboszewo zur Kirche zu fahren. Ich fuhr mit, auch Sigmund war dabei, eingehüllt in Wolle doppelt und dreifach.

Die Kirche war ein uraltes, hölzernes, kleines Gebäude; die Glocken hingen neben der Kirche auf einem besonderen Gerüst. Die Wirthschaftsgebäude des Herrn Patron waren entschieden bedeutend besser, als die Wohnung seines Gottes; auch der Probst hatte es verstanden, für sich eine bessere Unterkunft zu besorgen, als für den, dem er angeblich diente. Das Innere entsprach dem Aeusseren. Ein von jeder Veredelung unangekränkelter Dorfkünstler hatte den Altar und die Wände mit den grellsten Farben

beklext, deren Schimmer jetzt freilich schon stark verblichen war. Ueberall Spinnengewebe und Einsturzgefahr. In der Messe wetteiferten Probst, Präcentor und Organist in falschen Tönen; der letzte, wie es schien, ohne eigene Schuld; die Gemeinde dagegen sang sehr wacker, und das schnelle Tempo, in dem die polnischen Kirchenlieder gesungen werden, konnte einen beinahe lustig stimmen.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes lernte ich den Probst persönlich kennen. Ausser Dienst gefiel er mir recht gut; ich habe ihn in der Folgezeit oft besucht und fand in ihm einen tüchtigen und unterrichteten Mann. Er war litterarisch thätig und schrieb damals gerade seine Reisebeobachtungen aus Nordamerika, das er zur Zeit der Chicagoer Ausstellung besucht hatte, für ein in der polnischen Bewegung wichtiges Blatt, an dem er eine bedeutende Rolle spielte. In der Erörterung sozialer Fragen zeigte er, ganz im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Amtsbrüder, ein selbstständiges und ziemlich gesundes Urtheil. Wie es mir schien, hätte er an einem hervorragenden Posten stehen sollen; aber die Thatsache, dass er mit seiner Agitation für das Polenthum der Regierung und, weil seine Schreibart etwas demokratisch gefärbt war, auch seinem Erzbischofe, dem Führer der polnischen Hofpartei, unbequem war, hatte wohl seine Verbannung an die Thore Halbasiens verschuldet.

Für Nachmittag war grosses Diner in Młodiewo angesagt, dem zweiten Gute des Herrn Luhewicz, wo seine Mutter wohnte, die heute zum ungefähr achtzigsten Male ihren Namenstag feierte; er war am Tage St. Theodorae. Diesmal, in weltlichen Angelegenheiten, ging es vierspännig. Sausend, soweit das der miserable Weg erlaubte, fuhren wir durch einige Dörfer genannte Gutshöfe, wo sich überall um einen stattlichen oder gar prächtigen Schlossbau und hinter langen und solide gebauten Wirthschaftsgebäuden eine verstreute Schaar elender Hütten gruppirt, unter denen höchstens noch die Oberza hervorragte, die Quelle, aus welcher sich der in der Woche abgerackerte Landproletarier Sonntags für dreissig oder mehr Reichspfennige Seligkeit im Diesseits holt.

In Młodiewo fanden wir bereits eine stattliche Schaar Gäste, darunter den Probst aus Skraboszewo, einen Justizrath aus W., der mit einem deutschen Namen eine stark hochpolnische Gesinnung verband und deshalb von dem polnischen Adel der Gegend sehr hofirt wurde, und den Wirthschaftsbeamten des Gutes Młodiewo, einen sehr intelligenten jungen Mann, der nicht bloss für landwirthschaftliche Dinge Interesse hatte, in seinem Spezialfache aber sehr tüchtig war.

Die alte Frau von Luhewicz sprach noch schlechter deutsch als ihre Schwiegertochter, trotz ihrer vielen Reisen in Deutschland, von denen sie mir bald viel erzählte. In Ems, Wiesbaden, Kissingen, Kolberg, in allen guten und vor Allem in allen theuren Bädern war sie gewesen.

Das Diner war gut, besonders die Weine waren ausgezeichnet. An der Spitze der Tafel sass die Frau Justizräthin, eine verblüthe Schönheit in schwarzer Seide und mancherlei Goldschmuck. Es wurde polnisch, deutsch und französisch gesprochen; das Französische blieb freilich zumeist auf die Gouvernanten und ihre Zöglinge, das Deutsch hauptsächlich auf den Wirthschaftsinspektor und mich beschränkt. Meister in allen drei Sprachen war

der weltmännische Justizrath. Ein Gärtner im Abendmahlrock, die steinalte Rosina, das Faktotum der alten Frau von Lühewicz und ein kleines barfüßiges Mädchen machten Bedienung.

• Am nächsten Tage begann der Unterricht. Schulzimmer war das sogenannte Boudoir der „gnädigen Frau“. Sigusch war, wie ich bald merkte, ein Dummkopf. Sein früherer Unterricht war leider allzu formalistisch gewesen; vieles, was er gelernt hatte, verstand er nicht. Um das Unglück voll zu machen, musste er ausser den Hauptfächern des Gymnasialunterrichts noch Polnisch, polnische Geschichte und Musik treiben. In diesen Dingen, wie auch in Religion, gab ihm eine Dame aus der Nachbarschaft Stunden, die Tochter eines Gymnasiallehrers, die Gouvernante gewesen war, und als solche einen Inspektor kennen gelernt und geheirathet hatte.

In den ersten Tagen ging ich fast täglich — es war schönes Wetter — mit meinem Schüler eine bis zwei Stunden spaziren. Mir war das nicht unangenehm, weil ich hoffte, während der ungewungenen Unterhaltung im Spazirgehen dem Jungen mehr Deutsch beibringen zu können, als in den wenigen Unterrichtsstunden. Aber ich gab diese peripatetische Lehrmethode doch bald wieder auf. Denn der durch und durch verzärtelte Knabe, der, wenn es einmal geregnet hatte, acht Tage lang nicht ohne Ueberschuhe ausgehen und überhaupt nie den Rasen betreten durfte, der im Zimmer wollene Unter-, dicke wollene Oberkleider, und im Freien darüber noch einen pelzartigen Mantel trug, sollte nur auf einigen bestimmten trockenen, beiderseits durch Bäume geschützten Gartenwegen gehen, nie in die Nähe eines Wässerchens kommen und vor Allem nie, zumal wenn ein Mailüfterl wehte, den Garten verlassen. Dazu sollte er immer nur ganz langsam gehen, um sich nicht zu erhitzen und sich unterwegs nie auf eine Bank setzen. Diese Détailvorschriften über Weg und Gangart, die etwa für die ungeübte Pflegerin eines zweijährigen Schwächlings passen konnten, wies ich ruhig und bestimmt zurück, und so ging Sigusch von nun an mit der französischen Bonne und seiner Schwester und musste auf diese Weise sogar noch Französisch lernen, vor dem ich ihn gern einstweilen noch hätte bewahren wollen.

Um übrigens auch dieser Bonne mit einigen Worten zu gedenken, so war sie eins der geplagtesten Wesen, die ich kennen gelernt habe; in Rupasewo sicher das geplagteste. Sie war Schweizerin und stammte aus dem Uhrmacherneste St. Imier; seit fünfzehn Jahren war sie „bonne superieure“. In ihrer jetzigen Stellung musste sie um 7 Uhr bei den Kindern antreten und zunächst den Sigusch, dessen Unterricht um 8 Uhr begann, wecken, waschen, anziehen, füttern und zum Schulzimmer bringen. Dann musste sie zu Janinka. Den ganzen Tag über hatte sie nicht fünf Minuten, in der ganzen Woche nicht einmal einige Stunden des Sonntags-Nachmittags frei. Wo es die Kinder juckte, da musste sie sie kratzen, musste ihnen täglich zwei bis viermal die Kleider wechseln, dem Sigusch die Füße reiben, die ihm oft erkalteten, alle Launen der Kinder ertragen, alle Dienstmädchen-dienste verrichten und hatte nicht einmal dann Ruhe, wenn die Kinder zu Bett gegangen waren; sie musste nämlich so lange an deren Betten sitzen, bis sie fest eingeschlafen waren, was mitunter sehr lange gedauert haben soll. Und erst, wenn eins der Kinder, was häufig vorkam, krank war oder schien!

So hatte dieses arme Mädchen eine mindestens fünfzehn-, nicht selten sechzehn- und siebzehnstündige Arbeitszeit, bei — 300 Mark Lohn. Natürlich hielt sie unter solchen Umständen nur zwei Monate aus, genau so lange, wie ihre Nachfolgerinnen, deren ich noch drei erlebte.

Herr von Luhewicz, mit dem ich zunächst besser auskam, als ich erwartet hatte, versuchte doch nach und nach, mich fühlen zu lassen, dass ich zu „seinen Leuten“ gehöre. Am liebsten that er das, wenn wir nach dem Abendessen in seinem Arbeitszimmer geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen hatten, d. h. etwa beim Landeshauptmann die Anlage eines chaussirten Weges petitionirten, ein Fass Wagenschmiere bestellten und dergleichen. Hier hätte er mich gern als Gutsschreiber behandelt, oder so wie seinen Inspektor, den er trotz seiner fünfundsechzig Jahre bei jedem Rapport an der Thüre stehen liess, wo jener die im Lieutenantstone gegebenen Befehle und Rüffel entgegennehmen und einstecken musste. Wie ich bald gemerkt hatte, war ich dem Pan bei seiner mangelhaften Kenntniss des Deutschen für die Erledigung seiner deutschen Korrespondenz und für seinen schriftlichen Verkehr mit den Behörden unentbehrlich, und so wusste ich mich gegen die oben beschriebene Art des Verkehrs, für die ich nicht zu haben war, durch eine kleine Szene zu schützen, und der edle Pole liess sich dazu bewegen, mir gegenüber bei seinen Wünschen die unter Gebildeten üblichen Umgangsformen zu gebrauchen.

Zu einem ernsteren Konflikte wäre es beinahe bei einem Besuche eines reichen polnischen Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft gekommen. Bei der Vorstellung nannte nämlich Herr von Luhewicz dem gräflichen Nachbarn meinen, mir aber nicht dessen Namen. Ohne mich lange zu besinnen, fragte ich, mit einem gewissen Seitenblick auf meinen Hausherrn, den Gast, mit wem ich die Ehre habe. Der gute Mann war etwas verdutzt und stotterte den Namen — eines der polnischen Abgeordneten heraus. Nach einem „bösen Blick“ des Hausherrn war der Auftritt vorüber, eine Wiederholung erwies sich als nicht nöthig. Freilich war ich mir bewusst, dass ich mir durch derartige Szenen Herrn von Luhewicz schwerlich günstiger stimmen würde.

In meinem Zimmer hatte ich es mir allmählich doch noch ziemlich wohnlich eingerichtet; ich half mir eben selbst. Zuerst setzte ich es durch, dass ein zwar alter, aber grosser und bequemer Arbeitstisch in die Stube geschafft wurde, auf dem ich wenigstens einen Theil meiner Bücher unterbringen und an dem ich, nachdem ich durch zwei mittelgrosse Holzklotzchen die schiefe Ebene der Platte in eine horizontale verwandelt hatte, arbeiten konnte. Mit Hilfe eines Fläschchens Terpentinöl gab ich dem alten Möbel wieder ein halbwegs anständiges Aussehen und in der ganzen Zeit, während der ich in Rupasewo war, habe ich viel und gern an dem grossen braunen Kasten gesessen. Einen schweren Kampf hatte ich mit meiner Bedienungsfrau zu bestehen; hier unterlag ich auch. Die Frau war eine höchst unsaubere, stockpolnische und meist betrunkene Person. Von Reinigen und Scheuern hielt sie nichts, ihr ewig graues Gesicht bezeugte das schon. Sie war eine jener bedauernswerthen Trotteln, deren es auf fast jedem ostelbischen Gutshofe einige Exemplare giebt, ein unglückliches Wesen, das man, weil es erhalten werden musste, zu dieser anscheinend wenig Kraft und Intelligenz erfordernden Thätigkeit des Aufräumens gebrauchte oder missbrauchte. Auf dem abgeschabten Teppiche meines Zimmers hatte sich mit der Zeit ein gar

nicht unbedeutendes Sandlager aufgehäuft, allein zum Ausfegen liess sie sich nicht herbei. Da ich am Ende Mitleid mit der Frau hatte, besorgte ich jeden Sonnabend Nachmittags eigenhändig die Reinigung meiner Kammer. Ein Kursus in der Handhabung des Scheuerlappens und des Besens ist daher allen nach der Polakai gehenden Hauslehrern anzurathen.

Meine freie Zeit vertrieb ich, soweit ich sie nicht auf meiner Stube zubachte, mit Spazierengehen, Umherschlendern in der Wirthschaft, auf den Feldern, in der Brennerei, und ich vertiefte mich so in die Geheimnisse des modernen landwirthschaftlichen Grossbetriebs.

So verlebte ich die angenehmen Sommermonate nicht ohne Nutzen für mich, und hatte mir auch, da es zum Geldausgeben auf fast drei Meilen in der Runde keine Gelegenheit gab, und obgleich ich Schulden aus der Studentenzeit bezahlte, einen kleinen Sparpfennig zurückgelegt, der mir einen plötzlichen Weggang als nicht sehr gefährlich erscheinen liess. Einen neuen Vorstoss der Pani gegen mich, der darin bestand, dass sie mich bei Tisch en domestique behandeln wollte, schlug ich schnell ab. Dass ich freilich fortwährend neuen Versuchen, mich gesellschaftlich zu degradiren, ausgesetzt war, und dass mir die Stellung, in der ich mich behauptete, nur gezwungen zugestanden wurde, war nicht angenehm. Dass es früher oder später zum offenen Bruche kommen musste, war klar. Ohne Grund wollte ich diesen Bruch nicht provoziren, und lieber wollte ich freiwillig gehen als abgestossen werden.

Nach den Sommerferien, die mein Schüler mit Mutter, Bonne und Schwester in Bad Langenau in der Grafschaft Glatz zubachte, und während deren ich somit thun und lassen konnte, was mir behagte, sollte ein grosser Wechsel der Wohnungen stattfinden. Herr von Luhewicz wollte mit seiner Familie aus dem kleinen Wohnhause in Rupasewo nach dem grossen in Młodiewo, und seine Mutter sollte von Młodiewo nach Rupasewo ziehen. Der geplante Umzug zog sich aber bis in den Novemberanfang hinaus. Er dauerte acht Tage, und ausser sonstigen Dingen, die infolge von Umzügen gewöhnlich den Weg alles Fleisches gehen, waren von lebenden Wesen die unschuldigen Opfer des Wohnungswechsels 21 Truthühner, die in einem verdeckten Wagen erstickten und — ein Hauslehrer. Das ging so zu:

Ich hatte gehofft, bei der Umquartierung gut abzuschneiden; man versprach mir auch alles Mögliche, „sogar Gardinen“ sollte mein neues Zimmer haben! Am letzten Tage des Umzugs kam auch meine Stube an die Reihe. In kaum einer Stunde waren meine Möbel und Sachen aufgeladen, der Kleiderschrank musste noch wegen der Enge der Treppe von der Stube auf den mit hunderten von Marynkas und anderen Weinflaschen bedeckten Boden hinweg und durch ein Giebelfenster hindurch zur ebenen Erde geschafft werden. Am Abende des Ziehtages kam ich nach Młodiewo und ordnete mit Hilfe eines vom Wirthschaftshofe requirirten Knechtes die Möbel. Das Zimmer war der Bauart nach bedeutend besser als das in Rupasewo; es war schneeweiss getüncht; „sogar Gardinen“ hingen vor dem Fenster. Und doch war die Stube für mich absolut unbewohnbar. Zunächst lag sie in einem Hause des Wirthschaftshofes, nicht im eigentlichen Wohngebäude. Dies deshalb, weil man sich gescheut hatte, mich in der Nähe des Zimmers der frommen und wahrscheinlich sehr keuschen Bonne unterzubringen. Auf der einen Seite meines Zimmers war die Gesindeküche, in der u. A. die Kinder der Mägde

wohnten, auf der anderen der vom Wohnhause zum Wirthschaftshofe führende Thorweg. Das Thor musste stets geschlossen sein, und gerade an meiner Zimmerwand war die grosse Holzrolle befestigt, über die eine eiserne Kette lief, an deren Ende ein Zentnergewicht die aufgestossene Eisenthür jedesmal mit lautem Gekreische, Geschnarre und Gerassel zuzog. Auch Nachts hörte ich diese Musik, wenn die Knechte die Mägde besuchten, oder wenn der Nachtwächter seine stündliche Runde machte, bei der er beim Inspektor „die Uhr ziehen“ musste. Ausserdem machte mir von mindestens fünf Uhr früh ab der Lärm auf dem Wirthschaftshofe und das ewige Konzert der hunderte von Enten, Hühnern, Gänsen, Tauben, Truthühnern, Hunden, Schweinen etc. jedes Arbeiten unmöglich. Hier konnte ich also nicht bleiben.

Ich schilderte dem Herrn von Luhewicz meine Lage und ersuchte ihn um Anweisung einer anderen Wohnung. In seiner Erwiderung, die darauf hinauslief, dass das nicht gehe, kam auch der Ausdruck „anspruchsvoll“ vor. Ich verbat mir diese Bezeichnung, und erklärte, dass ich für Neujahr kündigen müsse, wenn mir keine andere Wohnung besorgt werden könne. Als er darauf in überlautem Tone noch einige beleidigende Bemerkungen fallen liess, fühlte ich mich gezwungen, auf der Stelle meinen Posten aufzugeben. Jetzt verfiel der edle Pole in wüstes Schimpfen, dass ich aber nicht weiter anhörte; ich packte meine Sachen. Am nächsten Morgen früh um 5 Uhr fuhr ich, wieder auf dem bekannten Strohbündel der alten Britschka sitzend, nach dem nächsten Bahnhofe W. Unterwegs sah ich noch einen prächtigen Mondregenbogen, den ersten und bis jetzt letzten in meinem Leben. Mit den Sachsengängern war ich ausgezogen, mit den Sachsengängern kehrte ich wieder in die Heimath zurück. „In Polen ist nichts zu holen,“ hatten mir meine Freunde beim Abschiede aus Breslau gesagt, sie hatten recht, mich an ihr Wort zu erinnern, als ich so bald wieder nach Breslau zurückkam.

Dass mir übrigens Herr von Luhewicz diesmal schroffer gegenübertrat als sonst, hatte vielleicht einen Grund ganz besonderer Art. Aus einigen Andeutungen bekam ich zu hören, dass die Polizei, d. h. der Distriktskommissarius der Gegend, ein liebevolles Auge auf mich geworfen hatte. Ich hatte es nämlich nicht unterlassen können, einige für Posensche Distriktskommissare allerdings zu radikale Blätter, die ich früher gern gelesen und für die ich gelegentlich einige Zeilen geschrieben hatte, weiter zu beziehen, natürlich unter allen möglichen Kautelen. Vielleicht hat es ein übereifriger und der Amtspflicht vergessender Postgehilfe als Pflicht seines patriotischen Herzens angesehen, diesem Greuel zu steuern. Dafür, dass auf anderen Wegen Nachrichten über meine Gesinnung nach Rupasewo nicht dringen konnten, hatte ich gut gesorgt.

So weit mein Freund. Ich selbst habe dem nichts Wesentliches hinzuzufügen. Nur von dem etwaigen Verdacht möchte ich ihn reinigen, dass er ein teutscher Polenfresser sei; einige Stellen seiner Erzählungen könnten so gedeutet werden. Er ist das nicht; er weiss ganz gut, dass es ihm vielleicht bei einem deutschen Krautjunker noch übler ergangen wäre, und dass Herr von Luhewicz noch lange keiner von den Schlimmsten ist. Wie mein Freund noch in Erfahrung brachte, hat dieser Herr noch zwei Polen als Hauslehrer gehabt; Sigusch aber ist noch vor Jahresfrist nach dem Weggange meines Freundes gestorben.

→ Rundschau. ←

Von den Hochschulen.

Berlin, Juni 1896. Die Wahlen zum Direktorium der Akademischen Lesehalle bieten in diesem Jahre auch für weitere Kreise Interesse. Es fanden sich Leute an der Universität, die angewidert waren von dem misstönenden Geschrei: „Hi Semiten — Hi Antisemiten“; allein, vorläufig noch zu schwach, verbanden sie sich mit zwei Vereinen, dem sozialwissenschaftlichen Studentenverein und der Freien wissenschaftlichen Vereinigung. Diese traten zusammen, stellten ein festes Programm auf mit zeitgemässen Reformen, und, weil sie sich einzig auf Grund des Programms an alle die Studenten wandten, welche gleich ihnen die Durchführung ihrer Reformvorschläge für nothwendig hielten, nannten sie sich Reformcomité. Neben einer gewissen Demokratisirung der Lesehalle, dadurch, dass die Mitglieder ein Oberaufsichtsrecht über das Direktorium erhalten sollten, betonte das Comité in seinen Flugblättern ganz besonders, dass es den Frauen dieselben Rechte wie ihren männlichen Kommilitonen verschaffen, und geheime Proportional-Wahl an Stelle der jetzt bestehenden öffentlichen Listenvahl einführen wolle. Der letzte Punkt ist, wie wir hören, zum Theil in der Erwägung aufgenommen, dass z. B. die sozialistischen Studenten Berlins einmal dazu kommen sollten, eigene Kandidaten aufzustellen. Zwei oder drei finden sich schon, denen es gleich sein kann, ob sie sich durch eine derartige Kandidatur kompromittiren oder nicht; aber eine ganze akademische Wählerschaft zu finden, die sich nicht vor der schwarzen Liste fürchtet, dürfte schon schwieriger sein. Es war zu hoffen, dass nicht wie bisher, die Wahlen nur eine Scheidung zwischen Juden und Deutschen ergeben, und alle Uebrigen zurücktreten würden, weil sie die Sache nichts angehe, sondern, dass der ganze modern empfindende Theil der Berliner Studentenschaft die Gelegenheit benutzen würde, sich um das entrollte Banner zu schaaren und für das Reformcomité eintreten. Auf der einen Seite stand der Verein deutscher Studenten mit seinen verbündeten Korporationen, farbentragenden Turnvereinen und Wingolf, auf der anderen Seite die jüdische Ver-

bindung Sprevia und das übrige Jung-Israel — zwischen ihnen, aber mit der Front gegen beide Gruppen, die trotz ihrer nominell konträren Tendenzen thatsächlich in dicker Freundschaft und mit verschlungenen Armen zusammengehen — zwischen ihnen stehen die Reformer, parteilos in dem Sinne, dass sie nicht von vornherein alles zurückweisen, was nicht in ihren Kram passt, Partei in dem Sinne, dass sie zusammengehalten werden nicht in negativer Weise durch blinden Hass gegen Andersdenkende, sondern positiv durch das einende Band einer annähernd gleichen Denkweise.

Prophete rechts, Prophete links,

Das Weltkind in der Mitten.

Manchmal freilich wird man in der Mitten auch zerquetscht und es ist beinahe dem Reformcomité so gegangen*), der Kampf schien so leicht: Diese nationalen Juden-fresser, diese turnerisch ja ganz gut veranlagten V. C. er, dieser keusche christliche Wingolf, und dann auf der anderen Seite diese Schwärmer für den Ausbau palästinischer Ackerbaukolonien zu einem rein jüdischen Staate mit einem König an der Spitze, waren doch Gegner, mit denen man wissenschaftlich sich nicht mehr abgiebt. So schien es keine so ganz unberechtigte Hoffnung, dass unter der akademischen Jugend sich eine Majorität finden würde, bei denen das fascinirende Schlagwort von der „nationalen Ehre“ nicht mehr verfangt; und mehr als ein Schlagwort ist es ja doch nicht — und nun gar in der Lesehalle. Der V. D. St. kann doch höchstens die französischen Zeitungen in den Winkel hinter dem Ofen hängen und die Sprevia kann irgend ein unbekanntes polnisches oder russisches Journal anschaffen, aber das sind doch im Grunde harmlose Vergnügungen, die ihnen Niemand verargen wird. Nein — das ist auch nur der Deckmantel dessen, was sie eigentlich wollen — und das ist brutale Niederstimmung irgend welcher freiheitlichen oder modernen Bestrebungen. Eine akademische Lesehalle ist doch immerhin eine Stelle, wo das jugendliche Drängen einer Zeit zum Ausdruck kommen könnte und sollte, wo jeder Student nicht nur sein gewohntes Blatt weiter liest, sondern wo

*) Das Reformcomité hat 207 Stimmen erhalten, die Deutschnationalen 344, die Jüdischnationalen 136.

er auch neue Anregung sich verschafft. Aber das verhindern schon nach Möglichkeit die behördlichen Bestimmungen; ängstlich schränkt man die Befugnisse des Direktoriums auf das rein administrative Gebiet ein; jede schöpferische Thätigkeit, jeder Einfluss auf die organische Gestaltung fehlt. Wir haben also mit der Thatsache zu rechnen, dass an der Berliner Universität eine starke freiheitsfeindliche Majorität besteht; auf 480 Stimmen haben es die jüdisch-nationalen und ihre gleichgesinnten, aber anders abgestammten Brüder gebracht, während das Reformcomité nur 207 Stimmen bekommen hat. Zwar will die durchgebrachte jüdische Kandidatur nichts besagen, denn da haben gewisse äussere Verhältnisse stark mitgespielt, die wir hier nicht erwähnen wollen. Dass aber überhaupt eine derartige Kandidatur aufgestellt werden konnte, ist bedauerlich genug. Aber bezeichnend ist es, wenn Leute, die seit Jahren betheuert, sie seien in den Wirthsvölkern aufgegangen, plötzlich entdecken, dass ihre Feinde ganz recht haben, dass sie wirklich noch immer das „erwählte Volk“ zu sein glauben. — Doch es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Tendenzen des V. D. St. und der „Vereinigung jüdischer Studirender“ widerlegen zu wollen. Es ist bei beiden dasselbe Bestreben, den Mangel an einer gedanklichen Weltanschauung damit zu überkleistern, dass sie sich auf ihre körperliche Volksabstammung berufen: — Hier Hermann der Cherusker — dort Judas Maccabäus.

Doch was hilft's? — das dem deutschen Volke eingepflichtete falsche Nationalgefühl steckt noch der Hälfte aller Studenten im Blute; die Ziele des Reform-Comité's zu erreichen, wird noch manchen Kampf kosten.

L. St.

Der Lesehallen-Wahlkampf hat noch ein eigenartiges Nachspiel gehabt. Infolge scharfer persönlicher Angriffe auch seitens des Reformcomité's in den Flugblättern, kam es zu nicht weniger als 17 Säbel-Forderungen. Diese Thatsache wurde dem Herrn Universitätsrichter durch einen pseudonymen Brief mitgetheilt. Vor dem Universitätsrichter beschieden, revocirten die Herren Forderer in aller Form. Hatten die Herren denn ein so unüberwindliches Bedürfniss, sich lächerlich zu machen?

Berlin. Einen national-ökonomischen Kursus im Herbst dieses Jahres in Berlin abzuhalten hat das Aktions-Komitee des evangelisch-sozialen Kongresses

beschlossen. Als Zeitpunkt sind die Tage vom 23. September bis 2. Oktober festgesetzt worden.

Bonn, Juni 1896. Die Bemühungen der nichtkatholischen Korporationen, die ultramontane Vertretung der Studenten im Vorstand des akademischen Lesezimmers zu verdrängen, sind wieder erfolglos gewesen. In dichten Massen rückten die Schwarzen heran und siegten, obwohl jene es auf die bisher unerhörte Zahl von 384 Stimmen gebracht hatten, mit 11 Stimmen Majorität. Immerhin hatte die ganze Wahlaufregung den erfreulichen Erfolg, dass die Zahl der Mitglieder sich im Laufe eines Tages verdoppelte. Dass aber auch nachher die Frequenz entsprechend zugenommen hätte, kann leider nicht behauptet werden.

In der Sozialwissenschaftlichen St.-V. erschien Herr Pfarrer Lic. Weber und predigte Nächstenliebe und Sozialistenhass. Mögen die Ansichten über den geschätzten Herrn sonst noch so weit auseinandergehen, in Einem werden uns Alle, die ihn gehört haben, beipflichten: in der Bewunderung für die Urkraft seiner — Lunge. Er lieferte eine ganz erstaunliche Kraftprobe. Es war aber auch wirklich des Schweisses der Edlen werth, was er unternahm: seinen heissgeliebten Freund Stöcker rein zu waschen, auf dass er schneeweiss werde! Anderswo wäre er damit wohl gründlich hereingefallen, aber er schien die Bonner Verhältnisse zu kennen: jeder Kohl wird hier verzehrt, wenn er nur nicht nach Sozialismus schmeckt. Dass es vor allen Dingen hierauf ankommt, weiss man hier ganz gut. Und weil Herr Pfarrer Weber auch dem entsprechend verfuhr und sich erklecklich wider die Sozialdemokratie erboste, wobei er sich einige alberne, so recht im Radantone des Antisemitismus gehaltene Schimpfereien gegen Lassalle leistete, so war er seines Erfolges sicher; die Apotheose Stöcker's liess höchstens die Herzen des Wingolf und des V. D. St. noch höher schlagen und beeinträchtigte den donnernden Applaus, der ihn belohnte, nicht im Mindesten. Genau denselben allgemeinen Beifall — und das machte uns das Ganze so unsäglich lächerlich — fand Professor Gothein, der fast in allen Stücken das genaue Gegentheil zu den Ansichten seines Vorredners ausführte, indem er zunächst den mit so vieler, liebevoller Sorgfalt um Stöcker gewobenen Nimbus mit unbarmherzigem Spott heruntertriss und dann den christlichen Sozia-

lismus und Antisemitismus einer vernichtenden Kritik unterzog. Einen ebenso schonungslosen Spott entwickelte Professor Meyer, wandte aber seinen Spieß erwarteter Weise gegen die Studenten selbst! Aus einem sehr scharfen Tadel gegen die allgemeine Lebensweise der hiesigen Studenten war sehr deutlich die wahre Charakteristik der hiesigen sozialwissenschaftlichen Bewegung herauszuhören: Sport! Y.

Heidelberg, Juni 1896. Heidelberg bleibt das alte, trotz aller Neuerungsversuche mit Drahtseilbahn, Krematorium, Fabrikanlagen, Modekunst-Ausstellung; sein Charakter als der eines Amtsräthchens, das sich vorzugsweise der Fremden- und Studenten-Industrie widmet, ist noch deutlich ausgeprägt. Der Schlendrian der deutschen Kleinstadt, in der selbst der Polizei noch eine gewisse Gutmüthigkeit innewohnt, und deren vielhundertköpfige Feuerwehr sich besser auf bengalische Schlossbeleuchtung, als auf Rettung aus Feuersgefahr versteht, vereinigt sich hier zu einem lieblichen Gemisch mit dem pffigen Geschäftsgeist des Kleinbürgers, der die Gelegenheit wahrnimmt, sich die Schwächen Anderer zu Nutzen zu machen. Früher und intensiver als irgendwo anders entwickelte sich hier der Typus des Luxusstudenten, der von einer anderen Weltbetrachtung als der autozentrischen nichts ahnt, der gewohnt ist, Jung und Alt nach seiner Pfeife tanzen zu sehen, der an Sozialparasitismus sogar dem Junker und Jobber noch überlegen ist. Diesen Gästen sich anzupassen, die Rolle des Ergebenen zu spielen und dabei sich die Situation doch ausbeuterisch zu Nutzen zu machen, hat man hier trefflich verstanden. Das Bedauerliche dabei ist, dass trotz mancher Wandlung in der Zusammensetzung der milchenden Kuhherde, der akademischen Jugend, dennoch die Behandlung Allen gegenüber ziemlich dieselbe ist.

Das Korps, das einst hier Alles war, spielt in numerischer Hinsicht längst nicht mehr die Rolle wie früher. Aber da es noch die meiste Aufmerksamkeit auf sich zu lenken versteht, muss sich jeder Studierende damit abfinden, nicht nur vom salutirenden Eckensteher, vielfach Muster-schreckbilder des Alkoholismus, mit Doctor oder Baron titulirt, sondern auch vom Geschäftsmann mit einem gründlichen Preisaufschlag ausgezeichnet zu werden. Ja, die Rolle des S. C. hat manchen Abstrich erfahren, aber die erste ist sie immerhin geblieben. Fackelzüge und Schloss-

illuminationen, von den Korps veranstaltet, sind an der Tagesordnung. Stolz erheben sich neben dem Schloss die Klubbhäuser der Herren, mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, der freilich nicht immer ein gediegener Geschmack zu Grunde liegt; hängt da doch z. B. an einer Wand als Dekorationsstück ein mächtiges Tigerfell, auf dessen herrliche Naturfarbe eingoldener Korpszirkel gestickt ist! Noch ist die Physiognomie der Strassen belebt von jenen Figuren, die sich einzig zur Herrlichkeit geboren dünken, von den jungen Müßiggängern, die an produktiver Thätigkeit hinter dem 14jährigen Lehrbuben weit zurückstehen, die sich keinen Teller Suppe verdienen könnten und laut jammern, wenn die Saison des ungesalzenen Kaviars zu Ende geht. Noch rollen täglich die Droschken mit Leuten in grüner und gelber Mütze daher, denen es zu sauer wird, zu Fuss vom Frühschoppen zum Mittagessen zu gehen. Die äussere Erscheinung des Einzelnen ist etwas hinfälliger, rückmäarkerischer geworden. Jener tollen Streiche, die heut noch in Witzblättern spuken, sind diese blasirten Drohen nimmer fähig. Um so dünkeltvoller, exklusiver, herausfordernder wirkt ihr Auftreten. In dem dürftigen Theater Heidelbergs ist's keine Seltenheit, wenn sich in der Pause ein Bändermann ruhig die Cigarette ansteckt, was die heutigen Theatergesetze auch den Fürsten in ihren Hofbühnen verbieten. Bei erotischen Rührszenen tönt ein entrüstetes Pfui aus der S. C.-Loge; zum Aktschluss fliegen Orangen auf die Bühne. Ein so auffallendes, anstössiges Benehmen der Herren, für die in Preussen der Assessoren-Paragraph zurechtgeschnitten wird, lenkt natürlich Aller Augen auf sich und drückt der Gesamtheit der Studierenden im Philisterhirn den Stempel auf; ja nicht einmal die Professoren haben vor dieser Generalisirung den Blick klar zu halten gewusst.

Das Gros der Studenten ist sonst noch ehrliche Durchschnittswaare. Viele stürzen sich in eine der übrigen Verbindungen. Manche kommen her des landschaftlichen Reizes willen, der freilich, vom winkligen Stadttinneren nicht zu reden, rapid abnimmt, da das Schloss immer mehr von Hotels, Villen, Korpshäusern umbaut wird. Andere wollen die Berühmtheiten der Ruperto-Carola hören, bekommen aber meist genug, wenn sie ein Semester lang Kuno Fischer genossen haben, den Mann mit den vier Titeln, der sich aus seinem „Professor-publicus“ so wenig macht, dass er niemals

eine öffentliche Gratisvorlesung zu halten sich herbeilässt. Dieser akademischen Masse ist ein guter Wille zuzuerkennen; zu mancher löblichen Institution nehmen sie den Anlauf, freilich ohne weit damit zu kommen. Der Ausschuss leidet an Lethargie, bringt nicht einmal für jede Fakultät einen Vertreter auf. Die sozialwissenschaftliche Vereinigung ist zünftig verbarrikadirt. Der akademische Gesang- und Bachverein machen sich verdient durch Mitwirkung an winterlichen Konzerten, die in künstlerischer Hinsicht fast die einzige Speise Heidelbergs bilden. In geradezu fieberhafter Thätigkeit fristet die medizinische Fakultät ihre Tage. Die Dozenten erfreuen sich vielfach berühmter Namen, ihre Ansprüche an die Studierenden sind dementsprechend hoch, ihr Verhalten diesen gegenüber ist so, als ob es sich da nur um jene bunten Kravattenstöcke handelte. In manchen Fächern wird so intensiv gearbeitet, wie fast an keiner deutschen Fakultät, aber doch bleibt die Stimmung zwischen Lehrer und Student eine gespannte. Wer einigermaßen auf gute Behandlung sieht, wer die sachlichere Art der Dozenten der grossen Hochschulen kennt, wird über die kleinliche Schulfuchserie hier frappirt sein. Es herrscht geradezu ein Ton, als ob man in einem medizinischen „Königreich Stumm“ weile. Kein Wunder, wenn da die Frequenz in steter Abnahme begriffen ist. Hier sowohl, wie in Bezug auf die ganze Hochschule und die Universitätsstadt, kann kaum ein besserer Rath gegeben werden als der, „allen Zuzug fernzuhalten“. R. A.

Jena, Juni 1896. Im August finden, theils vom 3.—15., theils vom 3.—22. Ferienkurse statt. Dieselben sind in vier Gruppen getheilt: 1. Naturwissenschaften, 2. Hygiene. 3. Psychologie, Philosophie und Pädagogik, 4. Sprachkurse, Litteratur und Geschichte. Zu einem Theil der Vorlesungen ist auch den Frauen der Zutritt gestattet; aber nur zu einem Theil. Immer langsam voran, aber es ist für unser Jena immer schon etwas.

Kiel, Juni 1896. Auch an unserer Universität hat sich ein sozialwissenschaftlicher Verein, wenn auch zunächst in recht bescheidenem Maassstabe, gebildet. Der junge Verein zählt etwa 10 studentische Mitglieder, grösstentheils Juristen. L. P.

Leipzig. Mit Beginn des Sommer-Semesters hat sich hier eine „Sozialwissenschaftliche Vereinigung“ gebildet, welche nicht als akademische, sondern als bürger-

liche Korporation an die Bearbeitung ihrer Aufgaben herantritt. Die Mitgliedschaft ist nur an eine einzige Bedingung geknüpft, nämlich an das Minimalalter von 21 Jahren; die Höhe des Jahresbeitrages hängt von der eigenen Einschätzung des Mitgliedes ab. Der Anruf, welcher in knapper, sachlicher Weise, frei von jeder Phrase, zur Betheiligung auffordert, ist von den 24 Vorstandsmitgliedern unterzeichnet; wir finden unter Anderem die Proff. Gregory, v. Miaskowski, Sohm und Wundt. Den ersten Vortrag hielt am 16. Mai Prof. Sohm über „Die sozialen Pflichten der Gebildeten.“

Strassburg, Mai 1896. Der sozialwissenschaftliche Studentenverein hat am 18. Mai seine erste öffentliche Sitzung veranstaltet. Von den Theilnehmern schrieben sich etwa 40 in die Mitgliederliste ein. Jeden Monat wird ein grösserer Vortrag eines Professors oder Dozenten, sowie damit abwechselnd ein Vortrag eines studentischen Mitgliedes stattfinden. Den Vortrag des ersten Abends hielt Professor Ziegler über soziale Pädagogik. Bemerkenswerther als der Vortrag waren Professor Kapp's Einladungen an die Mitglieder, als Hörer ohne irgend welche Verpflichtung seinen Seminar-Übungen als Vorbereitung für die Vereinsthätigkeit beizuwohnen und der Vorschlag des Herrn Professor von Mayr, mit Besichtigungen baldigst zu beginnen.

Wien, Mai 1896. Der Streit zwischen den deutsch-nationalen und jüdisch-nationalen Studenten hat die Studentenschaft aufgerüttelt, und so ist es denn möglich gewesen, für einige allgemein-studentische Fragen das Interesse weiterer studentischer Kreise zu erwecken. Es sind Fragen sozialer Art, die aufgerollt worden sind. Man erörterte in zwei allgemeinen Studentenversammlungen die gegenwärtige Einrichtung des Kollegiangeldes und namentlich die Missstände der mensa academica. Diese ist eine Wohlthätigkeitsanstalt nach Art der auch an deutschen Universitäten bestehenden Freitische. Die häufigen Klagen über schlechte Speisen (z. B. bereits stinkendes Fleisch) tragen den sich Beschwerenden nur Grobheiten ein. Die Versammlungen haben nun eine Petition an den Senat in Umlauf gesetzt, welche die Einrichtung eines studentischen Ausschusses fordert, damit dieser Vorschläge zur Beseitigung der erwähnten Missstände ausarbeite. Das Interesse für die Ausschussangelegenheit ist recht gross und hat den Satisfaktionsstreit bereits in den Hintergrund gedrängt. T. M.

Von unseren Professoren.

Es ist bekannt, wie feindlich heute noch die Mehrzahl unserer Professoren dem Frauenstudium gegenübersteht, wie manche dieser Männer, denen ihre Stellung die Vertheidigung jedes wissenschaftlichen Fortschritts zur Pflicht machen sollte, gegen das Frauenstudium, ungeachtet der allgemein anerkannten Tüchtigkeit vieler studirten Frauen, in oft ebenso rücksichtslos unhöflicher als oberflächlich frivoler Weise auftreten. Dieser unerfreulichen Erscheinung gegenüber möchten wir auf eine Befürwortung des Frauenstudiums hinweisen, die von berufenster Seite ausgegangen ist. Prof. Dr. A. Wagner hat auf dem VII. evangelisch-sozialen Kongress, gestützt auf seine Erfahrungen als Rektor der Berliner Universität, ausgeführt, dass die Zulassung von Frauen als Hospitantinnen zur Universität sich bewährt habe. Wenn man heute die Frauen noch nicht immatrikulire, so habe dies darin seinen Grund, dass man an einer gewissen Vorbildung als Bedingung zur Immatrikulation festhalte. Die Theilnahme der Frauen an den Universitätsstudien habe auf den studentischen Ton geradezu bessernd eingewirkt. Ferner seien die Damen besonders eifrig und fleissig. Unter den 40 Mitgliedern seines Seminars sei auch eine Dame gewesen, von allen 40 Mitgliedern das „tüchtigste, gescheidteste und durchgebildetste“. Die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium dürfe nicht länger vom Standpunkt der Konkurrenz der Männer aus erschwert werden, vielmehr sei den Damen auf Grund der gemachten Erfahrungen der Besuch der Hochschulen zu erleichtern.

Litteratur.

Arthur Achleitner: Die Dobratschrose. Stuttgart, Benz & Co.

Berggeschichten sind nachgemacht langweilig geworden und nur wenige vermögen daher unser Interesse zu fesseln. Achleitner's Dobratschrose nimmt uns aber schon durch ihre künstlerische Form gefangen; der behandelte Stoff zeigt ausgezeichnet die unbegründete und doch so tiefliegende Rassenabneigung zwischen Slovaken und Germanen, und schildert uns ungeschminkt die Kinder der Berge ganz als gemüthsrohe, empfindungsarme Menschen, denen allein die religiöse Weltanschauung einen sittlichen Halt gewährt. Die Dobratschrose hat uns trotz einiger

Mängel nach den vielen fin de siècle-Arbeiten durch ihre Frische erquickt.

B. M.

Edmondo de Amicis. Der Student und die soziale Frage. Berlin 1895.

Der Inhalt dieser Broschüre ist eine Rede, welche der bekannte italienische Sozialist Professor Edmondo de Amicis 1892 in einem akademischen Vereine zu Turin gehalten hat, in einer vom Sozialwissenschaftlichen Studentenvereine zu Berlin besorgten deutschen Ausgabe. Leider hat die Uebersetzung durch das allzugrosse Bestreben nach Glätte und Bequemlichkeit sehr viel von dem dramatischen Feuer des Originals eingebüsst. Im Uebrigen aber ist das Unternehmen des Vereins ein sehr dankenswerthes. Denn die Rede ist wahrhaft dazu angethan, den jungen civis academicus dafür zu begeistern, sich dem Studium der sozialen Frage hinzugeben, indem alle die Gründe und Einflüsterungen, die ihn eventuell davon abhalten könnten, nach und nach als unlogisch oder unmoralisch gebrandmarkt werden. So ruft Amicis z. B. Denen, die sich vor der „Vaterlandslosigkeit“ oder der „Utopie“ fürchten, zu (ich citire lieber nach dem Märzhefte 1892 der Wiener „Deutschen Worte“, deren Uebersetzung lebhafter und origineller ist): „Sie sind alle eins, euch aufzumuntern, das Vaterland zu lieben und ihm zu dienen. Denn das Vaterland ist nicht allein die Erde, die Geschichte und die Fahne; das Vaterland ist menschlich Fleisch und Blut, und die Glückseligkeit des Volkes steht höher als die Macht des Staates, und die Gerechtigkeit ist grösser als der Ruhm. — Nachher kommt der Chorus der Tausend, welche euch zurufen: Zieh weiter, die Heilung der sozialen Gebrechen ist eine Utopie. Aber hat nicht die Geschichte der Welt dieses Unglückswort entkräftet, so viele Male Lügen gestraft, als es Schritte der Zivilisation gegeben hat, dieses leere, so bequeme Wort der geistigen Trägheit, so nützlich den bedrohten Interessen, so missbraucht von allen Unwissenheiten und Furchtsamkeiten, mit denen man gebrandmarkt, bespottet und zurückgewiesen hat die ruhmreichsten Eroberungen des menschlichen Geistes?“

Ch. K.

Alois Prach, Ein Fall österreichischer Justiz. Zürich 1896.

Die Broschüre behandelt einen eigenartigen Rechtsfall, bei welchem, nach der uns vorliegenden Darstellung, dem Alois Prach schweres Unrecht geschehen ist. So

soll nach der vorliegenden Schrift zum Beispiel A. Prach, der im Laufe des Rechtsfalles völlig ruiniert worden wäre, durch Wegnahme von Tuchen gepfändet worden sein, worauf dann nachträglich seine Schwiegermutter, als Eigenthümerin des von Prach innegehabten Geschäfts, zur Bezahlung dieser Tuche, die man doch vorher als Eigenthum des Prach pfändend anerkannte, nun ihrerseits gepfändet worden sein. Da es sich um eine Darstellung von nur einer der Parteien handelt, erwähnen wir die Schrift, ohne ihren Inhalt zu billigen oder zu missbilligen, lediglich deshalb, um uns im Falle, dass dem A. Prach Unrecht geschehen sein sollte, durch Todtschweigen des Falles nicht zu Mitschuldigen an diesem Unrecht zu machen. F. H.

Theodor von Wächter: Christen aller Bekenntnisse vereinigt Euch! A. Jung's Verlag, Stuttgart.

Mit vorliegender Schrift tritt von Wächter für die Idee einer sozial-christlichen Vereinigung, die er, wie unsern Lesern bekannt ist, bereits in seinem „Sonntagsblatt für freien Geistesaustausch“ propagirt hatte, in ausführlicher Weise ein. Das Motto unseres Schriftchens lautet: Ihr aber seid Alle Brüder. Ev. Matth. 23, 8. Dieses Motto bildet, um dies gleich vorweg zu nehmen, den leitenden Gedanken der in zwei Theile zerfallenden Broschüre. Im ersten Theil weist der Verfasser kurz auf die Zerrissenheit der heutigen christlichen Welt mit ihren verschiedenen Konfessionen und Sekten hin; aber er sieht in dieser Mannigfaltigkeit eben den schönsten Beweis der Geistesmacht und Geistesfülle des Christenthums. Diese verschiedenen Richtungen sollen nun nach der landläufigen Forderung sich tolerant gegenüber treten, man ruft ihnen heute zu: „Lasst Jeden nach seiner Façon selig werden.“ Von dieser Art Toleranz will von Wächter nichts wissen; wer überzeugt ist, die Wahrheit zu besitzen, der legt auch „Wahrheitseifer“ an den Tag; deshalb sollen die Anhänger verschiedener Richtungen „im freien gegenseitigen Geistesringen des Austausches der Rede, wie im gemeinsamen Wettkampf der Bethätigung erproben, welches die Stärken und welches die Schwächen jeder unserer verschiedenen Geistesgemeinschaften sind.“ Da dieses „Geistesringen des Austausches der Rede“ mit Andersdenkenden innerhalb der einzelnen Bekenntniskirchen nicht möglich ist, so ist eben das Bedürfniss vorhanden nach einem „grossen gemeinsamen Christen-

bund“, in dem sich die Christen unbeschadet des weiteren Bestehens der Bekenntniskirchen „um das ihnen allen Gemeinsame“ zusammenscharen sollen, „im Kampf, aber nicht im Kampf der Toleranz, sondern im Geisteskampf freier Rede und Gegenrede gegen die Vertreter jeder nicht christlichen Weltanschauung.“ Hier bei der Stellungnahme gegen die Vertreter jeder nicht christlichen Weltanschauung scheint ein neues Moment in Wächter's sozial-christliche Propaganda einzufließen. Hierauf möchte ich aber erst später eingehen, um zunächst an den bisher wiedergegebenen Ausführungen von Wächter's Kritik zu üben. Meiner Ansicht nach ist die Zerrissenheit der Christen in einzelne Bekenntniskirchen nicht ein Zeichen der Kraft des Christenthums, sich unter verschiedenen materiellen Bedingungen verschieden zu bethätigen, sondern vielmehr ein Beweis dafür, dass die christliche Idee den sie beeinflussenden Verhältnissen gegenüber sich allzuschwach erwiesen hat. Die materiellen Einflüsse haben das Christenthum in einzelne Bekenntniskirchen zersplittert und diese ihren christlichen (ethischen) Kern oft fast gänzlich verlieren lassen; und eben, weil diese Verschiedenheit der Bekenntniskirchen auf verschiedenen gesellschaftlichen Grundlagen beruht, halte ich die von Wächter'sche Vereinigung für eine allerdings sehr ideale Schwärmerei. Die vom Verfasser erhoffte Toleranz wird er bei aufrechten Anhängern der Bekenntniskirchen wohl kaum jemals finden, da es sich für diese überzeugten Konfessionellen bei der Propagirung ihrer Kirche nicht um die Propagirung der ihnen mit den Anhängern anderer Bekenntniskirchen gemeinsamen Forderungen der Ethik, sondern um trennende Machtfragen handelt.

Ich erwähnte vorhin, dass in der Stellungnahme gegen die Vertreter jeder nicht christlichen Weltanschauung ein neues Moment in von Wächter's Propaganda einzufließen scheint. Ich sage „scheint“, denn im zweiten Theil versteht von Wächter unter dem Christenthum — wenigstens soweit er es in vorliegender Schrift behandelt — nur eine ethische Lehre, einen Wettkampf in der Liebe gegen den Mitmenschen. Die Liebesbethätigung bleibt ihm der Maassstab für „die Reinheit der Gotteserkenntniss.“ Aber was ist für von Wächter diese Gotteserkenntniss? welche Vorstellung von Gott hat er? Das tritt nirgends klar hervor. Ist die Forderung der Liebesbethätigung für ihn

der Ausfluss eines transcendentalen Systems? Wir müssen dies bei der häufigen Anwendung von Ausdrücken wie „Gottesgemeinschaft“, „Gotteserkenntnis“ u. s. w. annehmen. Ist dies der Fall, dann ist es aber falsch, lediglich in der Liebesbethätigung einen Maassstab für „die Reinheit der Gotteserkenntnis“ zu sehen. Die Nächstenliebe als etwas Göttliches anzunehmen, liegt für Niemanden eine Verpflichtung vor; die Liebe zum Mitmenschen können wir uns viel einfacher als das Resultat jahrtausendlanger sozialer Beziehungen zwischen den Einzelmenschen denken. Die „Liebesbethätigung“ finden wir bei ungläubigen Menschen meist in höherem Grade, als bei transcendental-gläubigen. Was der ganzen von Wächter'schen Propaganda so etwas Schwankendes verleiht, ist eben der Mangel an einer gleichzeitig klar ausgesprochenen Weltanschauung. Dies hindert aber nicht, dass die vorliegende Schrift in Einzelnem den Nagel auf den Kopf trifft. So heisst es z. B. an einer anderen Stelle: „Das Glauben an ein Friedens- und Freiheitsreich auf Erden und das Streben danach ist ein untrennbares Stück des Urchristenthums, wie es im Neuen Testament uns entgegentritt. Wer sagt, es muss auf Erden stets Herren und Knechte, Reiche und Arme geben, der verläugnet urchristliches Glauben und urchristliches Streben.“ An anderer Stelle führt er aus, es könnten „Christen sowohl Anhänger als Gegner der Sozialdemokratie sein,“ das hinge von wirthschaftlichen Anschauungen ab, „aber dass eine Wirthschaftsordnung und ein gesellschaftliches Zusammenleben aller Menschen einmal kommen muss, in dem zum Ausdruck kommt: „Freiheit und Gemeinschaft, das muss jeder Christ als einen Glauben an ein göttliches, das heisst an ein Liebesziel aller göttlichen Entwicklung festhalten.“

Die geplante sozial-christliche Vereinigung, „welche nicht selbst in den politischen Kampf eingreifen darf“, soll das Bewusstsein wach halten, dass alle Standestrennungen, die Scheidung in Reich und Arm nur vorübergehende Erscheinungen seien; jedes Mitglied soll in jedem Menschen den Bruder sehen. Am Schluss der eigentlichen Ausführung, an die sich das mit einigen Einleitungsworten versehene Statut der sozial-christlichen Vereinigung anschliesst, heisst es: „Lasst uns vor Allem stets dafür eintreten, dass alle

Ausbrüche irgend einer Leidenschaft bei irgend einem unserer Mitmenschen viel, viel weniger zu verdammen sind, als die innere Kälte aller derer, die vielleicht in Ehrbarkeit lebend doch vorübergehen bei der leiblichen, geistigen und sittlichen Noth ihrer Mitmenschen.“

Im Vorstehenden habe ich die Mängel der Broschüre mehrfach erwähnt; zum Schluss will ich daher auch nicht verfehlen, die ausserordentlich warme, liebevolle und sehr gut agitatorische Schreibart des Verfassers lobend hervorzuheben.

F. H.

Revue.

Die Monatsschrift „Freie Bildungsblätter“ (Redaktion Drahowitz, Post Karlsbad, Kommissions-Verlag von Georg Szeliński, Wien, Stephansplatz 6) bringt in No. 4 eine kleine Uebersicht über die Universitäts-Extension-Bewegung, der wir Folgendes entnehmen: „Den Anspruch, der erste Staat der Welt zu sein, der die Popularisierungsarbeit der Universitäten zu einem unabhängigen Bestandtheil seines Bildungswesens gemacht, erhebt New-York.“ Die Kurse wurden dort unter einem Aufwande von 10,000 Dollars im Jahre 1880 in's Leben gerufen. Heute hat die Bewegung in einem grossen Theil der Vereinigten Staaten Bedeutung gewonnen, namentlich in Chicago, Cincinnati und Cleveland; dasselbe ist im Nachbarlande Canada der Fall. Wie hier und im Mutterlande Grossbritannien selbst, hat die University-Extension auch in den englischen Kolonien Australiens und selbst Afrikas festen Fuss gefasst. „Von England ist die Bewegung auch nach Norwegen und Schweden gekommen. Die skandinavischen Universitäten wurden volksthümlich gestaltet, in Upsala, Christiania, Lund und Helsingfors wurden solche Kurse eingerichtet.“ Ausser den genannten Ländern kommen dann noch in Betracht: Belgien mit den unentgeltlichen populären Kursen an der Universität Gent und der „Gesellschaft für die Popularisierungsarbeit der Universität“ in Brüssel, deren Leiter Professoren der dortigen freien Universität sind, sowie Frankreich, wo die Bewegung an das Wirken des bekannten Volksfreundes Jean Macé anknüpfte. Die italienische und die russische Regierung lassen zur Zeit in England die University-Extension durch Fachleute studieren.

Auffällig ist, wie wenig die deutschen Länder, die Heimath der Dichter und Denker, an der Bewegung theilnehmen.

Sollten wir in Deutschland etwa wieder einmal, wie so oft in früheren Zeiten, um ein oder mehrere Jahrzehnte hinter der übrigen zivilisirten Welt zurück bleiben?

Frei Land, Zeitschrift für friedliche Sozialreform, Eigenthum des Bundes für Bodenbesitz-Reform, bringt in No. 9 einen Beitrag zur Frage des Acht-Uhr-Schlusses der Ladengeschäfte von G. W. Freese. Der Verfasser zeigt zunächst an dem Beispiel der Cigarrenläden, welch' geringen Werth die Behauptung hat, in Folge des frühen Schlusses würden die Laden-Inhaber zu Grunde gerichtet. Die Inhaber dieser Geschäfte haben das nämliche Argument gegen die Einführung der Sonntagsruhe seiner Zeit geltend gemacht. Die Entwicklung der Dinge hat die vollständige Haltlosigkeit dieses Arguments ergeben.

Ueber das Hauptargument der Gegner der Vorlage, dass nämlich den Handlungsgehilfen die Möglichkeit entzogen wird, ihre Einkäufe zu besorgen, sagt der Verfasser: „Es muss doch aber ohne Weiteres zugegeben werden, dass dieses Argument nur eine Redensart ist, da heute die Handlungsgehilfen bis 10 oder 11 Uhr und noch länger an den Ladentisch gefesselt sind, und heute ebenfalls, wenn sie Einkäufe zu machen haben, sich Urlaub von ihrem Chef erbitten müssen. Erforderlich ist es eben nur, dass Geschäfte der Nahrungs- und Genussmittel-Branche eine Stunde länger geöffnet bleiben.“

Der Verfasser bemerkt dann ferner, dass die geistige Fortbildung der jungen Leute fast gar nicht in Betracht gezogen würde. Verständniss für die Vorlage hätten überhaupt nur die sozialdemokratischen Zeitungen bewiesen.

Sollte der Umsatz der Ladengeschäfte ein geringerer werden, so würde dies nach Ansicht des Verfassers allerdings in Folge der hohen Laden-Miethen den Ruin der derzeitigen Inhaber beiseit gleichbleibender Miete zur Folge haben können, schliesslich aber ein Sinken der Laden-Miethen, also der Grundrente bewirken. F. H.

Das Maiheft der „Neuen Deutschen Rundschau („Freien Bühne“) richtet sein Augenmerk auf zwei wichtige Fragen. Einmal behandelt Professor Herkner (Karlsruhe) den Zusammenhang zwischen „Alkoholismus und Arbeiterfrage“. Seine Resultate sind in folgenden Sätzen wiedergegeben: „Ich glaube nicht gerade, dass die arbeitenden Klassen im Allge-

meinen in höherem Maasse als andere Schichten der Gesellschaft dem Trunke ergeben sind. Sofern besondere Ausschreitungen in ihren Reihen vorkommen, lassen sie sich jedenfalls eher entschuldigen als in bürgerlichen Kreisen, zum Theil sind sie sogar das Produkt ganz bestimmter sozialer Missstände.“ (Truck-System, Butty-System, Nacharbeit, Auflösung des Familienlebens, Arbeiten in Staub und Hitze.) „Wenn ich trotzdem der Mässigkeitssache eine ausserordentliche Bedeutung für das Wohl der Arbeiterschaft beilege, so geschieht es deshalb, weil hier bei den knappen Einkommensverhältnissen dem Trunke nur geföhnt werden kann auf Kosten weit wichtigerer Lebensaufgaben, namentlich auf Kosten einer ausreichenden Ernährung, auf Kosten der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung.“ Welches Maass von Alkoholgenuß nun aber mit „Trunk“ bezeichnet werden muss, darüber fehlt jede physiologische Untersuchung. Ebenso wenig ist berücksichtigt, dass für gewisse Arbeiten der Alkohol kaum gänzlich zu entbehren ist. Aus diesen und anderen Gründen können wir die Arbeit nicht als Abgeschlossenes, sondern nur als Anregung, sich weiter mit der Frage zu beschäftigen, betrachten. Genau das Gleiche gilt von den „Aphorismen“ über die „Mischung der Rassen“ von Dr. B. Friedländer. Ganz anschaulich ist der Vergleich mit den Flüssigkeiten: manche vermischen sich ganz, manche garnicht, und manche nehmen gegenseitig einen gewissen Bruchtheil auf, bleiben dann aber unverändert und ordnen sich je nach ihrem spezifischen Gewicht, soll heissen ihrer ökonomischen Befähigung in verschiedenen Schichten an. Im Uebrigen steht der Verfasser auf dem Standpunkt, dass für die Zukunft des Menschengeschlechts gerade die Mannigfaltigkeit der Rassen von Nutzen sei.

Wenn A. Gernberg ihre Aufmerksamkeit auf „Das heimliche Elend“ der verschämten Armuth richtet, die lieber zu Grunde geht, als offen sich ehrliche Arbeit zu suchen — so thut sie zweifellos Recht daran; sie muss sich aber vor der ungeheuerlichen Uebertreibung hüten, das Elend des industriellen Proletariats wegleugnen zu wollen.

Die „französische Neuromantik“ wird von der berufenen Feder von Henri Albert (bekanntlich Redakteur des „Centaur“, einer Zeitschrift, die sich in mehrfacher Beziehung mit unserm „Pan“ deckt) skizzirt: Wie die romantische Schule in

Deutschland auf die Aufklärungsperiode folgte, so reagiren die Symbolisten auf den Zola'schen Naturalismus und schlagen, wenn sie auf ihre neuen Empfindungen keine neuen Bilder mehr zu setzen vermögen, ganz wie Tieck und Eichendorff in die Ironie um. Bei dieser Parallele vergisst Albert jedoch, auf den Umstand hinzuweisen, dass die deutsche Romantik gleichzeitig eine Reaktion der germanisch-christlichen Innerlichkeit gegen den lachenden Hellenismus war, während sich die jungen Dichter Frankreichs gerade mit der Grazie Griechenlands verwandt fühlen. Das Gemeinsame beider Richtungen ist vielleicht darin zu finden, dass sie eine reaktive Gährung des innersten Volkselements gegen von aussen eingedrungene Kulturen darstellen. Wieland's poetische Erzählungen, Goethe's römische Elegien, Schiller's „Götter Griechenlands“ sind so wenig aus dem tüchtigen, aber schwerfälligen deutschen Holze geschnitzt, als das gründliche Experimentirgenie eines Zola je aus rein französischen Einflüssen hätte entstehen können. Beide Bewegungen sind nur durch Diffusion mit ausländischen Bestandtheilen möglich geworden, und gegen beide, als etwas fremdes, wehren sich einige Dezennien hindurch die von der Mischung freigebiebenen künstlerischen Köpfe, bei uns damals in romantischem Hange zum Mittelalter, in Frankreich jetzt mit symbolischer Ausgestaltung antiker Ueberlieferungen. Beide Reaktionsbewegungen haben also auch das gemeinsame, dass sie sich zur Abwehr des Fremden selbst nicht stark genug fühlen, sondern den vermeintlichen Teufel mit Belzebub austreiben wollen. Daher das Auskramen längst vergangener Kulturen, ohne zu bedenken, dass diese auf der veränderten ökonomischen Lage nie wieder aufblühen können. Und wenn sie nach einem oder mehreren enthusiastischen Versuchen erkannt haben, dass sie nur in's Fass der Danaiden schöpfen (dass z. B. ein germanisch-nüchterner Forschertrieb selbst im intuitiven Frankreich immer mehr um sich greift), so kommen sie als echte Künstlernaturen zu der überlegenen Selbstironie. Daher also die frappirende Aehnlichkeit in der Form zwischen der deutschen romantischen Schule und der französischen Symbolistik unserer Tage, wie sie uns H. Albert so anschaulich macht. Unter dieser gleichen Form verbirgt sich aber ein grundverschiedener, ja antagonistischer Inhalt, wie es ja auch bei so

verschiedenen Völkern und so ungleicher sozialer Entwicklung gar nicht anders sein kann. Bei dieser Auffassung ist den Symbolisten gleichzeitig auch eine ungünstige Prognose gestellt: Sie werden im Laufe einer Generation doch wieder im Naturalismus aufgehen, wenn sie demselben auch voraussichtlich ein neues Aroma hinterlassen werden. —

Eine prächtige psychologische Studie liefert Elisabeth Meyer-Förster in ihrer Novelle: „Die Tochter des Hauses“. Wir erhalten hier einen solchen Einblick in zwei verschiedene und doch beide so natürlich organisirte Mädchenseelen, wie sie ein männlicher Schriftsteller kaum zu liefern im Stande sein wird. Dagegen ist uns der „kurze Roman“ von Felix Holländer: „Pension Fratelli“ eine ziemlich Enttäuschung gewesen. Von dem Verfasser von „Jesus und Judas“ hätten wir wirklich nicht erwartet, dass er uns solche spiritistischen Spielereien anbieten würde. Und wenn es heisst, dass der Künstler sich seine Objekte wählen kann, wo er wolle, so möge er sich dann auch die dazu passenden Leser auswählen und seine Spukgeschichten in der „Sphinx“ veröffentlichen. Sonst möge er sein bedeutendes Talent lieber in den Dienst der sozialen Zeitgeschichte stellen, wie er es bisher gethan hat. Ch. K.

In der „Gesellschaft“ (Mai) giebt sich F. G. Schultheiss die erdenklichste Mühe, in seinem Aufsatz: „Arbeit am Volkthum“ Leuten wie Jahn und Fr. Lange gerecht zu werden, wobei er das Verdienst der Sozialdemokratie um die Popularisirung der gemeinsamen deutschen Schriftsprache als antipartikularistisches Bindemittel anerkennt. Schliesslich aber geht's doch in Lange's Fahrwasser: zur Erhaltung des Deutschthums die Erhaltung des Mittelstandes. Wir denken optimistischer von der Zukunft unseres Volkes. — Ein Theil der Nummer ist Cesare Flaishchen gewidmet, dem Nachfolger Bierbaums in der Redaktion des „Pan“. Bei dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, jenes Kuriosum zu erwähnen, dass dieser selbe Flaishchen, auf den jetzt viele Augen schauen, vor ein paar Jahren aus der „liberalen“ Berliner Humboldt-Akademie ausgestossen wurde, weil er den Litteraturstümper Kirchner in Grund und Boden kritisiert hatte. Man muss es heute beinahe als Empfehlung eines Menschen betrachten, wenn er irgendwo als „moralisch defekt“ hingestellt worden ist. Ch. K.

Die „Hilfe“ schreibt in No. 21 an-

schliessend an eine Erörterung der Verurtheilung des cand. phil. Julius Becker (Kurt Reuss) wegen Majestätsbeleidigung, begangen in der Schrift „Thing“: „Wir klagen über solche Fälle nicht . . . Aber wir müssen von solchen Fällen zu unseren Freunden reden, um die Lage der Christlich-Sozialen zu verstehen. Die Zeit der stillen Vorbereitungen ist vorüber, der Kampf beginnt, der ernste, zähe, opfervolle Kampf. Jetzt muss und wird es sich zeigen, wieviele nur christlich-sozial waren, so lange es bequem war. Das aber trauen wir unserer Bewegung zu, dass sie sich weder entmuthigen, noch verbittern lässt. Wir wollen uns nicht darüber täuschen, dass die Fälle Kötzschke und Becker nur Einleitungsfälle sind. Sollen wir etwas nützen, so muss es uns erst noch schwerer gemacht werden. Nur wer gedrückt worden ist, lernt dem Volke recht dienen.“

Kunst-Revue.

Pan. (Jährlich 5 Hefte). Central-adresse: Genossenschaft Pan, Berlin W., Mohrenstr. 45. . . . „Dieser Gedanke besteht in der Begründung eines umfassenden Organs für Kunst, das nicht geschäftlichem Vortheile, nicht dem Geschmacke des grossen Publikums, nicht irgend einer künstlerischen Sonderströmung dient, sondern lediglich den Zweck hat, ein ungetrübtes und vollständiges Bild der kunstschaffenden Kräfte unserer Zeit, sowie einen Ueberblick über verwandte Bestrebungen früherer Epochen zu geben.“

Ein verheissungsvoller Satz, an der Spitze eines interessanten — nein, eines in hohem Maasse bedeutsamen Kunstunternehmens, zu dessen Bewerkstellung sich die „Genossenschaft Pan“ gegründet hat und dessen fünf erste Editionen heute vorliegen! Jener Gedanke lag wohl seit langem in der Luft, aber bei den Mitteln und Mühen sowie den genialen Fähigkeiten, die seine Realisation verlangt, ist es kaum zu verwundern, dass die deutsche Künstlerschaft nicht früher zu einem Versuche geschritten ist. Denn auf Händeklatschen und Bravostürme darf ein solches Werk nicht rechnen, zumal wenn es streng seiner Aufgabe treu bleiben und sich von Kompromissen mit dem Geschmack des Publikums, sowie von persönlichen und konventionellen Rücksichten frei halten will. Ich las den Prospekt in dem dies Versprechen gegeben ist, mit grosser Freude, denn so viele Organe für Kunst wir haben, alle laboriren sie an sehr be-

denklichen Schwächen, — oder doch an einer Ausschlösslichkeit, die zwar bei Leibe zu keinem Vorwurf berechtigt, die aber doch den Wunsch nach einem umfassenderen Kunsttempel weit offen lässt. Und wo etwa der Wille dazu vorhanden wäre, da mangelt die Goldgruben. Die geistigen Väter des Pan haben zur Lösung dieser Schwierigkeit den ihrer Ueberzeugung nach einzig möglichen Weg einer genossenschaftlichen Vereinigung beschritten und es lässt sich bei Betrachtung der Ausstattung wahrlich nicht sagen, dass die Mittel zu knapp gewesen seien, um den Pan technisch auf die denkbar glänzendste Höhe zu heben. Dem Aufsichtsrath gehören eine Reihe unserer begabtesten Künstler, solche mit Palette, Stift und Feder an. Die literarische Leitung lag ursprünglich in Julius Bierbaum's Händen, direkt vor Ausgabe des dritten Heftes ging sie an Cäsar Fleischlen über. Den künstlerischen und kunstgeschichtlichen Theil leitet Dr. Rich. Graul.

Wenn ich einen kurzen Blick auf alle fünf Hefte werfe, so habe ich nicht ganz die Empfindung, als ob das Gewollte und Versprochene im höchsten Sinne erreicht worden sei, aber ich habe die Empfindung, dass vieles von ausserordentlichem Werthe geboten, und dass immerhin in einem grossen Theil die gestellte Aufgabe gelöst ist. Es sind litterarisch sowie in Holzschnitt und Radirung künstlerische Charakterleistungen in Menge vorhanden, darunter nicht wenige vornehmsten Ranges, hier und da jedoch stösst man leider auch auf Spreu! Oefter freilich noch auf Ansätze zu wirklicher Originalität, die nur leider nicht über den Ansatz hinausgekommen ist; auch auf Versuche, die zwar neu und interessant sein mögen, und meinetwegen flott und keck und geistreich wirken, die aber, um für den Pan zu taugen, meinem Gefühle nach doch zu versuchshaft, zu unfertig und manirirt ausgefallen sind. Jedenfalls nahmen sie mir in Summa bisher einen zu breiten Raum ein. Ferner finden sich einzelne tüchtige Entwürfe, die man in der „Kunst für Alle“, oder so irgendwo mit Freuden begrüssen würde, von denen man aber nicht recht begreift, was so Grosses oder Bahnbrechendes oder auch nur so Eigenartiges in ihnen stecken soll, dass sie das „Bild der kunstschaffenden Kräfte unserer Zeit“ mit vorzuführen geeignet wären. — Doch ich will sofort beifügen, dass jede dieser Bemerkungen eine insgesamt

hohe Anerkennung des Geleisteten zur Grundlage hat, und dass ich sie nur wage, weil ich bei den leuchtenden Perspektiven, die der Plan des Unternehmens vor mir erweckte, ihm auch eine Vollendung wünschen möchte, die die Begeisterung ohne Wermuthstropfen lässt, wenigstens ohne gar zu herbe.

Das vierte Heft ist unter der neuen litterarischen Redaktion (Cäsar Flaischlen) zu Stande gekommen. Leider — soviel sich eben nach einem Hefte urtheilen lässt — hat es seine Vorgänger durchaus nicht übertrumpft. Konnte man bisher einen vielleicht zu starken Stich in's Burleske tadeln, der an manchen Stellen geradezu in's Ulkhafte überschlug, so hatten doch Bierbaum's Arrangements eine kecke Frische; er fühlte, dass sich für den Pan nicht lange Leitartikel und akademische Unterhaltungen eignen, sondern kurze, markante Stimmungsbilder oder Charakteristiken. War sein Geschmack einseitig, so war er doch lebhaft und ausgeprägt. Von den Vorzügen, die daraus entsprangen, hat das neue Heft Manches eingebüsst. Es ist ernster gehalten, würdiger, wenn man so will, aber entschieden auch philiströser. Dazu trägt besonders ein Aufsatz von Flaischlen selber bei, den ich, offen gestanden, an dieser Stelle nicht recht begreife. Flaischlen behandelt die moderne Dichtung, die er als Widerspruch gegen eine gealterte Epigonenkunst zu verstehen sucht, um sie dann auf die selber an den Tag gelegte Unfähigkeit zu verweisen, die noch immer der genial befreienden Leistungen harre. Das möchte gut sein, indes hätte sich dieser gleiche Gedankengang um ein ganz Wesentliches knapper, geistvoller und neuer zu Papier bringen lassen, als hier geschehen ist. Doch man darf wohl annehmen, dass es sich um eine eilige, vielleicht eine Verlegenheitsarbeit handelt. Flaischlen wird — ich glaube das bestimmt — noch zeigen, dass er nicht zu unterschätzen ist. — Ungünstiger Weise folgt dieser Abhandlung bald ein wiederum etwas langathmiger, wenn auch keineswegs uninteressanter Aufsatz, betitelt „Aus der Abtheilung italienischer Bronzen in den Berliner Museen“ von Wilhelm Bock (mit illustrativen Zeichnungen verschiedenen Werthes von A. Krüger, und zwei bedeutenderen von P. Salm, ausgestattet). Entschieden — das Heft trägt mir einen lehrhaften Charakter; ich habe das Gefühl, dass mehr sprühendes Leben am Platze wäre!

Eingeleitet ist es durch eine feine und künstlerisch empfundene Originalradirung von Peter Salm: zwei Pappelgruppen im Gras am See. Leider wirkt die rechts stehende Gruppe etwas schwer und unperspektivisch. Es folgen drei Gedichte von Fontane, sicher geschaffenen und von ebenmässigem Werthe. Zu ihnen gehört eine in ihrer natürlichen Grazie bewunderswerthe Randleiste O. Eckmann's, der schon in früheren Heften mit sehr geschmackvollen, grosskonstruirten Vignen vertreten ist. An Willy Grossmann's ansprechender Prosa-Elegie „Ecce Poeta“ scheint mir doch die von Fidus gelieferte Umrahmung das Beste. Es sind Urnen von Händen gefasst. Meisterlich die zarte Liniirung und Anordnung dieser gleichförmigen Gebilde! Auf der anderen Seite ist das gleiche zeichnerische Motiv etwas unglücklicher gelungen, — vielleicht noch durch die Wiedergabe verdorben. Aber dieser Fidus! Betrachten wir eine andere Kopfleiste von ihm (zu Schwan's „Liebe“). Welche Keuschheit in jeder Linie seiner Gestalten, wie anmuthsvoll und jugendlich diese Reigenfigürchen! — Ueberhaupt gehören die Vignetten, denen wir begegnen, mit zum Allerbesten, was der Pan bietet. Sie sind, wie sich schon der Prospekt ausdrückt, nicht Illustrationen, sondern künstlerische Interpretation des dichterischen Motivs. Sattler ist einfach gross in seinen Kleinigkeiten, Eckmann habe ich schon erwähnt, Hans Thoma, in diesem Heft nicht gerade am Günstigsten vertreten, leistet ebenfalls Hochbedeutendes in seinen mythologischen Miniatur-Ungeheuern. Girdel ist in seinen ersten Vignetten (unter Fontane's Gedichten) etwas steif, seine zweite ist sehr geschmackvoll und zart. — Letztere ist einem Gedicht von Julius Hart „In der Einöde“ beigegeben, das gross anklingt:

„Dies ist meiner Einsamkeiten
Rauhes Sturm- und Wolkenland“ ..

Hart's Sprache schreitet stolz, doch lässt sie bis auf einige Stellen den sonst bei ihm gewohnten Duft vermissen, auch fällt der Schluss etwas ab. Von Karl Henckell findet sich ein Gedicht „Blinkenklage“, mit Umrahmung von Eckmann: Lilien, die sich verlangend nach einem Schmetterling strecken. Das Gedicht ist nicht gerade hervorragend; Henckell'sche Durchschnittsgabe.

An fernerm Text erwähne ich kurz: Ein Prosastück „Liebe“ von Mathieu Schwan; einen Aufsatz von H. Graf Kessler über den französischen Dichter Henri de

Régnier und eine anregende Abhandlung über „Exlibris-Zeichen“ von Peter Jessen. Diese Zeichen sind kleine Kunstdrucke, die früher viel im Gebrauch waren, um, in die Bücher eingeklebt, den Besitzer anzuzeigen. Es sind viele Reproduktionen solcher Exlibris-Zeichen aus alter und neuer Zeit (beispielsweise von Chodowiecki, L. Richter, Anning Bell, Sattler und O. v. Hopp) eingeschaltet, durchweg famose Sächelchen! Zum Schluss bringt W. Seidlitz noch ein kurzes Essay über den englischen Kunstkritiker George Morre mit guter Endvignette (Greif mit Typenstempeln) von Dregler. Dem Kessler'schen Aufsatz sind symbolische Zeichnungen von Greiner beigegeben, die mir indess nicht besonders fein behandelt scheinen; auch weist die Figur des zweiten Bildchens schlechte Verhältnisse auf; bei der ersten Zeichnung verrathen mir die Nymphen zu sehr das Aktmodell. Ausserdem ist noch ein kleiner hübscher Lichtdruck nach einem Böcklin'schen Gemälde (flötender Faun) zu erwähnen, der am Schluss des Flaischlen-Artikels seine Stelle hat. —

An Vollbildern ist ausser dem schon genannten von Salm, eine Rötzelzeichnung des im vorigen Jahre verstorbenen Darmstädter Malers Heinz Heim, sowie ein famoser Menzel vorhanden (ältere Dame en face, Bleistiftzeichnung). Einer Originalradirung von Meyer-Basel, Baumgruppen am See darstellend, kann ich in ihrer eigenthümlichen Behandlungsweise keinen vollen Geschmack abgewinnen. Die Baumkronen wirken flach und gewinnen durch die Strahl-Linien etwas von Pfauenrädern. Kompositionell ist es ansprechend, auch sind Einzelheiten fein gegeben. Eine Holzschnitttafel von Veldheer zeigt eine mittelalterliche Giebelstadt. Die Häuser sind äusserst anschaulich gezeichnet, die Zeichnung geht in dicken, weichen Linien. Der Wolkenhimmel verwirrt etwas, er giebt den Eindruck eines Brandqualms. Ein flottes Bildchen ist die Originalradirung von Kirchner: eine junge chike Dame im Promenadekostüm, vor einer Zimmerthür postirt. Es ist in einer an's Japanische anlehnenden Stilisirung mit einfachen Mitteln wirksam gegeben. — Den Schluss des Heftes bildet ein prächtig gelungener Farbenholzschnitt von Lucas Cranach: Venus und Amor.

Was mich an den vom Pan gebotenen modernen Kunstschöpfungen besonders interessiert, ist das fast durchgängig merkbare, oft auffällige Suchen nach Stilformen, das sich zwar vielfach noch in der Anlehnung an fremde, besonders mittelalterliche Ma-

nieren kundgiebt, allein diese sind (beispielsweise bei Sattler) doch von so kräftigem Eigengeist beseelt, dass man gewiss nicht von blosser Imitation reden darf.

Frühere Hefte brachten an literarischen Merkwürdigkeiten u. A. eine von der hohen Begabung, dabei freilich auch von der krankhaften Seelenverfassung des Autors zeugende Stimmungs- oder Phantasieskizze Johannes Schlaf's. Man wird selten wieder visionär-halluzinatorische Innenzustände so feinsinnig und ergreifend veranschaulicht finden, wie hier! Ferner ein in seiner Anschauung und dem zwanglosen Fluss seiner Sprache herrliches Gedicht des Engländers Dante Rossetti. Ein Trinklied von Richard Dehmel giebt in hierfür noch ungewohnter Form das lallende Ueberschäumen der Trunkenheit vorzüglich wieder. Otto Erich Hartleben's „Magdalenenwein“ dagegen halte ich für ziemlich werthlos. Ein Gedichtchen von Gustav Falke, „Ritter im Grünen“, ist von stimmungsvoller Knappheit. Es beginnt:

„Ein Buchendach und eine Ruhebänk,
Weltab ein Frieden. Meine Lanze sank.“
Noch erinnere ich mich zweier Nietz'sche-Fragmente, sowie eines leichthingeworfenen Capriccios von Gustav Kühn, das Jupiter und Venus, die Planeten, in tollem Schmetterlingsspiel am Himmel hinflackern lässt, ferner einer novellistischen Skizzenreihe „Liv“ (aus dem Norwegischen des Sigbjørn Obstfelder) voll Reinheit und ruhiger Grösse.

An Bildern erwähne ich eine herrliche Radirung Klinger's: Landschaft mit Figuren zu einem Ovidi'schen Thema; eine andere, „Der Philosoph“, muthet bei aller Meisterschaft der Behandlung etwas ausgeklügelt und erzwungen an. Ausserdem bringt eines der Hefte die Abbildung seiner Kassandra. — Unter der abgebildeten Plastik ragt sonst noch hervor ein sehr bedeutendes Werk von Krug's Melusine. Wunderbar ist hier die Verwandlung des Fischleibes in's Gewand angedeutet, wie sie sich unter dem Kusse des Ritters vollzieht. — Von Karl Haider erfreut uns ein (leider nur in Heliogravüre gebrachtes) Waldbild; zart und stimmungsvoll, besonders der Himmel und die Sterne. Heft 3 bringt grandiose Holzschnitte des Engländers F. Sandy's aus den 60er Jahren. Ein vorzüglicher Holzschnitt von Eckmann, „Schwertlilien“, im gleichen Heft, steht ganz auf der Höhe seiner Randleisten.

Das sind so die Einzelheiten, deren ich mich aus dem Inhalt der ersten Hefte, die ich nicht vor mir habe, besonders er-

innern kann. Natürlich wäre noch sehr Vieles sonst (theilweise auch mit negativem Lobel!) erwähnenswerth. —

Das fünfte und letzte Heft des ersten Jahrganges enthält fast mehr kunstgeschichtliches oder kunsttheoretisches, als künstlerische Darbietungen. Im einzelnen finden wir tüchtige Arbeiten, so die von Heinrich Hart über das Berliner Theater im Winter 1895/96, eine über Plakatkunst von Hans W. Singer, ferner Ausführungen über Hermann Obrist-München, einen genialen Schöpfer in der Stickereibranche, über die Wiedererweckung der Medaille u. dgl. m. Das Kunstgewerbe ist (wie schon diese Titel zeigen) besonders reich vertreten; in Verbindung damit kommt das Ausland zu überwiegender Geltung. — Ein novellistisches Stimmungsbild von Cäsar Fleischlen „Flügelmtüde“ bietet in seinem Reichthum an Empfindungsnuancen ein schmerzlich ergreifendes Bild „aus dem Leben eines jeden“ — d. h. eines jeden, der sich in reiner Hingabe den Museu widmen möchte, ohne dass ihn sein Geschick in sorglose Fülle gebettet hat. Dieser Empfindungsgehalt vermag mich sogar mit der zur Länge etwas geringen Plastik der Darstellung auszusöhnen. — An Vignetten und Randleisten bietet wiederum Eckmann, der in diesem Hefte dominiert, ganz Prächtiges. Sein Kreuz zu Franz Evers stimmungsvoller „Prozession“ gehört zum Feinsten, was es an symbolischen Umdichtungen solcher Art geben mag. — Mit poetischen Beiträgen sind ausser Evers, Gustav Falke, Anton Lindner und Chr. Morgenstern beachtenswerth vertreten. Von Ganzblättern bieten Heinz Heims Rütelzeichnungen und Klingers Penelope, sowie eine kleine Originalradirung von O. Gampert besonderes Interesse.

Der nächste Jahrgang wird aus vier dreimonatlichen Heften bestehen, deren jedes vorwiegend einem der künstlerisch-literarischen Mittelpunkte Deutschlands gewidmet ist. Zunächst werden Berlin, Dresden, München, Hamburg an die Reihe kommen.

Dem Pan also ein wachsend keckes und starkes Hinaufwandeln zu den Höhen seiner Bestimmung als meinen von Herzen kommenden Wunsch! Ernst Manuel.

Die Jugend. Dass in einem farbigen Bilde die Farbe auch das Wesentlichste sei, dass hat seit den Tagen, wo die Kunstepoche eines Cornelius in Trümmern sank, wohl niemand mehr bestritten; naturgemäss tritt hier die Umrisszeichnung zurück. Aber auch in Bleistifts- oder Kohlen-Skizzen

kann man lediglich mit den beiden hier zu Gebote stehenden „Farben“, hell und dunkel, wirken. So ist in No. 21 der Böcklin'sche „Frühling“ reproduziert: Ein ganz junges Liebespaar sitzt auf einem Felsen und wird grell von der Morgensonne beleuchtet. Hier sind nur schwarz und hell-orange angewandt, eine Farbenschlichtheit, die sich schwer mit dem Namen Böcklin vereinigen lässt und über die man sich um so mehr wundert, als der „Jugend“ doch sonst herrliche Farben zu Gebote stehen. Das gerade Widerspiel von solcher rein koloristischen Behandlung ist die Aktstudie von Franz Stuck in No. 20, eine vorwärts dahinstürzende Furie. Natürlich sind hier auch die Verhältnisse von Licht und Schatten gebührend berücksichtigt; im übrigen dagegen wirkt die Studie lediglich durch die Gewalt der Linien, welche freilich nicht nach Genelli'scher Art säuberlich und ebenmässig abgezirkelt, sondern wie jene an der Decke der Sixtinischen Kapelle, an jeder einzelnen Stelle in Breite, Schwärze und Abgesetzttheit individuell sind. Diese kräftigen Konturen sind einem Zeichner wie Fidus ganz fremd. Aber nach dem Spruche: *Gutta cavat lapidem* gelangt er mit vielen kleinen Strichelchen schliesslich auch zur Ueberwältigung seiner Probleme „Kugelläuferin“ (No. 19) und „Schlingpflanzen“ (No. 23).

Gegen diesen reichen figürlichen Inhalt der „Jugend“ steht der gedankliche und poetische dauernd sehr zurück. Nur No. 19 ist auch in dieser Beziehung recht gut, besonders durch die reizende Idylle: „Siebzehn Jahre“ von Kurt Larsen und die beiden satyrischen Gedichte: *Mariage d'amour* von M. Bernstein und „Moralisch“ von Kory Towsky. — In den übrigen fünf Nummern finden wir an wirklich poetischen Gaben nur ein paar Gedichte. („Ein Fund“ in Terzinen von Liliencron in No. 21, „Verführung“ von Makay in No. 23 und „Schlaf, Du trauriges Kameel“ von Hartleben in No. 24.) Durch Witz zeichnen sich noch die „Gedanken einer Frau“ von E. Fleischhauer (No. 20), die fortgesetzten „Citate im Munde der Thiere und Pflanzen“ (No. 20), das Ehegespräch: „Der Storch“ von M. Bernstein (No. 21) und der „Unverbessliche“ (Bureaukrat im Himmel) von F. Wegener (No. 23) aus. Viele andere Beiträge dagegen, von denen einige, wie der von Nell in No. 24, nicht einmal stylistisch passiren können, eigneten sich

mehr für die gewöhnlichen Familien- und Witzblätter. Gute Zeichnungen haben ja die „Fliegenden Blätter“ manchmal auch. Die „Jugend“ soll sich hüten, dass man nicht anfängt, sie nur — während des Rasirens zu lesen.

Das kann dem „Simplicissimus“ so leicht nicht passieren (schon wegen des unbequemen Formates!). Wenn nämlich die engherzige Welt den guten Simplicius zu arg ärgert, wenn er aus Oesterreich ausgewiesen oder in Deutschland unter die Kontrolle der politischen oder der Sitten-Polizei getellt worden ist, dann „vertauscht er seine Kappe mit dem Helm, greift statt der Peitsche zum Schwert und ist närrisch genug, gegen den bittersten Feind der Narretei, die Dummheit, zu Felde zu ziehen, unbekümmert um die Erfahrung, dass selbst Götter dies vergebens gethan.“ Und also spricht er zu seinen Widersachern: „Unsittlich ist der nicht, der mit bitterem Lachen die sittliche Erbärmlichkeit aufdeckt, in die unsere alternde Gesellschaft versinkt. Unsittlich ist der nicht, der mit Künstlerhand Schlaglichter in jene Tiefen des sozialen Lebens wirft, in denen absterbende Vorurtheile, zerbröckelnde Grundsätze, der Kultus des goldenen Kalbes, die lähmende Macht des Elends, die gesunde Leidenschaft in ein entartetes Zerrbild verwandeln. Unsittlich ist der nicht, der einem entmannten Geschlecht das ewige, heilige Recht der wahren Leidenschaft verkündet.“ Dann setzt Simplicissimus, als wäre nichts geschehen, die Kappe wieder auf und verkehrt wieder mit den lustigen Gesellen, die er gefunden hat. Da ist Engl (No. 6 und 8), der mit siegreichem Lachen gegen Dummheit, Prüderie, Frömmerei und Misanthropie zu Felde zieht. Letztere Dämonin wird von Th. Heine noch ganz besonders aufs Haupt geschlagen, wenn auf dessen Bilde in No. 9 sich jemand einen „Sarg nach Maass“ bestellt, den er von innen zuriegeln könne. Ebenso erfolgreich wettet Heine in No. 5 gegen das kindische Spiel gewisser Monarchen, sich grösser zu dünken, als man ist, und in No. 10 gegen den so verbreiteten Standes- und Rassendünkel — unter den Hunden; und wenn in No. 8 die schlafende, keusche Jungfrau von einem Schweine, das sie für ihren Liebsten hält, geküsst wird, so ist das

entschieden wider alle Etikette von diesem Schweine, aber lachen muss man doch. Erheiternd wirkt auch in No. 9 die erschreckliche Produktivität einer geliebten Sphinx auf dem Bilde von Reznicek. (der ausserdem gute Illustrationen liefert). Mit solchen Früchten eines kecken Humors steht im schärfsten Kontrast das Bild von Langhammer am Schluss von No. 10, wo sich ein junger Mann eine Minute vorher erschossen hat, ehe das blinde Glück zu ihm mit der Frage eintritt: „Wohnt hier jemand?“ Die übrigen Nummern schliessen versöhnlicher, so No. 7, wo Dehmel in seiner Weise den Sonnenuntergang feiert, so No. 8 mit dem innig empfundenen Liebesgedicht „Mütterchen“ von Korfiz Holm nebst Bild von A. Jank. — Höchst anschaulich ist in selber Nummer der „Hochzeitsabend“ von Peter Nansen. Von den übrigen Novelletten ist die interessanteste: „Nachher“ von Prévost (ebenfalls in No. 8) wo ganz allmählig der Gedankengang einer Frau vorgeführt wird, die ihren Mann getauscht hat, dies erst berent und schliesslich doch wieder in die alte Bahn zurückkehrt. Auch die Skizze: „Wahnsinn“ von der Gräfin Reventlow (in No. 7) beweist eine feine psychologische, oder wenn man will, psychiatrische, Beobachtung: Die geistige Störung eines jungen Bildhauers wird dadurch veranlasst, dass derselbe eine noch ungepflückte Mädchenknospe darstellen wollte, und selbst sich am Urbild seiner begonnenen Schöpfung, die nun unmöglich wurde, vergriff. Leider wird nur kurz referirt, was vielleicht am Interessantesten wäre, die Störung des rein ästhetischen Verhältnisses zwischen dem bildenden Künstler und seinem weiblichen Modelle, ein Problem, das naturgemäss von zwei Seiten angefasst werden kann gemäss den zwei handelnden Personen. Von Seiten des weiblichen Theils geschieht dies in der Novelle: „Nur ein Modell“ von H. Schunk in der „Kunst für Alle“ vom 15. Mai (München, Bruchmann): Ein junges Mädchen dient einem jungen Maler als Act-Modell, weil sie ihn liebt und ihn in seiner Kunst fördern will; schon hofft sie auf Gegenliebe, da klingelt es, seine Braut kommt, und sie ist nur das nackte Modell; sie geht in den Tod, und er bekommt für sein Bild die goldene Medaille! —